



Dezember 1962 - Nur für Betriebsangehörige



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

12

1962

L 7147 E

Die Jahreswende mit ihren besinnlichen und festlichen Tagen ist immer wieder Anlaß, auf die Ereignisse der vergangenen zwölf Monate zurückzuschauen und den Blick auf die Ziele und Aufgaben des kommenden Jahres zu richten.

Rückschauend müssen wir an dieser Jahreswende feststellen, daß das Jahr 1962 neben vielen Fortschritten auch manche Sorgen brachte. Der Wettbewerb auf fast allen Märkten des In- und Auslandes hat sich verschärft. Während die Preise für unsere Erzeugnisse weltweit sanken, stiegen die Kosten; das drückt sich in sinkenden Erträgen aus. Dieser Entwicklung können wir aus eigener Kraft nur begegnen, wenn wir rationalisieren, das heißt also, so wirtschaftlich wie nur möglich arbeiten, haushalten und sparen.

Auch 1963 muß es unsere wichtigste Aufgabe sein: unsere Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten und zu verbessern. Die Investitionen des vergangenen Jahres – sie ergänzten und erweiterten zunächst einmal schon fertiggestellte Werksanlagen, wie die Sinteranlage, das Breitbandwalzwerk, das Siemens-Martin-Werk 3 und das Kaltwalzwerk, und führten uns in neue Fertigungen, Erzeugnisse und Märkte auf dem Gebiet der Weiterverarbeitung – dienten diesem Ziel, das auch für alle künftigen Investitionen gültig bleiben wird.

Unsere Arbeit war auch in diesem Jahr getragen vom Geist vertrauensvoller Zusammenarbeit, der sie – wie wir zuversichtlich hoffen – auch in Zukunft fruchtbar und erfolgreich gestalten wird. Darum danken wir unseren Belegschaftsmitgliedern für ihre verantwortungsbewußte Mitarbeit während des vergangenen Jahres.

In der Hoffnung, daß das Jahr 1963 für uns, für unser Volk in Ost und West und für die ganze Welt ein gutes und friedliches Jahr sein möge, wünschen wir unseren Mitarbeitern und ihren Familien ein gesegnetes und frohes Weihnachtsfest und ein glückliches und erfolgreiches Neues Jahr.

Glückauf 1963!

DER VORSTAND DER HOESCH AG · DIE DIREKTORIEN DER HOESCH AG: BERGBAU, WESTFALENHÜTTE,
WALZWERKE HOHENLIMBURG, ROHRWERKE

VORSTÄNDE UND GESCHÄFTSFÜHRUNGEN ALLER GESELLSCHAFTEN DER WEITERVERARBEITUNG UND DES HANDELS

Auch das abgelaufene Jahr 1962 brachte auf sozialem Gebiet weitere Erfolge und Verbesserungen. Wir verkennen aber nicht, daß diese Verbesserungen mit schweren Sorgen einhergingen, in unseren Industriezweigen verursacht durch strukturelle Veränderungen und konjunkturelle Bewegungen; davor dürfen wir auch in nächster Zukunft die Augen nicht verschließen und müssen den Notwendigkeiten der sich verändernden Wirtschaftslage Rechnung tragen. Trotzdem wird es unser gemeinsames Bestreben sein und bleiben, unseren Mitarbeitern den Arbeitsplatz zu erhalten und zu sichern und die Arbeitsbedingungen auch weiterhin zu verbessern.

Wenn wir auf das Jahr 1962 zurückblicken, können wir in der Gesamtheit mit unserer Arbeit zufrieden sein. Die Zusammenarbeit des Gemeinschaftsausschusses mit dem Vorstand und der Betriebsvertretungen mit den Direktorien, Vorständen und Geschäftsführungen war auch im Jahre 1962 vertrauensvoll und von gegenseitigem Verständnis getragen. Den Mitgliedern der Betriebsräte, den Vertrauensleuten und allen Arbeitskollegen gilt unser Dank für die kollegiale Zusammenarbeit. Zum Wohle aller bei uns Beschäftigten und zum Nutzen des Unternehmens hoffen wir zuversichtlich auf dieses harmonische Zusammenwirken auch in der nächsten Zukunft.

Allen unseren Arbeitskollegen und ihren Familien wünschen wir ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes Neues Jahr!

GEMEINSCHAFTSAUSSCHUSS DER BETRIEBSRÄTE ALLER HOESCH-GESELLSCHAFTEN

Inhalt

- 427 Hoesch-Steckenpferdturnier 1962
- 436 Von Tripolis bis Stockholm: Hoesch 1962 auf 13 Messen
- 440 Eisenhüttentag 1962
- 441 Walter Springorum zum 70. Geburtstag
- 442 Bundeskongreß des DGB
- 442 Ludwig Rosenberg: Gemeinsam zu neuen Zielen
- 444 Bild des Monats
- 445 H. Chr. Andersen: Der Tannenbaum □
- 449 Dr. Rolf Fritz: Meisterwerke westfälischer Malerei des Mittelalters
- 452 Heinz Steguweit: Herr Goethe und sein Weihnachtsbaum □
- 455 Noldes Heilige Familie, von Dr. Leonie Reygers
- 456 „Aufbruch ins Revier“ traf ins Schwarze
- 457 Hoesch-Jahresgabe 1963
- 458 Wir machen Musik □
- 462 Jubilare
- 463 Fotowettbewerb



Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen



Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund



Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg



Hoesch AG Rohrwerke Hiltrup



Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.



Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund



Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft
Wuppertal-Langerfeld



Becke-Prinz GmbH Dortmund



Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg



Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar

Schwinn S.à r.l.Hénin-Liétard (Pas-de-Calais)



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH
Oberdollendorf a.Rhein



Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund



Hoesch Hammerwerk
Ruegenberg GmbH Olpe i. W.



Dortmunder Plastik GmbH Dortmund



Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund



Werk Federstahl Kassel



Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund

Claasen, Muth & Co. GmbH Bremen



Hoesch Reederel und Kohlenhandel GmbH Essen



Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH



Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund



Hoesch Export GmbH Dortmund

Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid

Hoesch Export GmbH Bureau Bruxelles



Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial
Buenos Aires



Hoesch Limited London



Hoesch Italiana Mailand



Amercian Hoesch Inc. New York



Hoesch France S.à r.l. Paris

Industriewerte AG Dortmund

Gesamtbelegschaft 50000

Hoesch- Steckenpferd- turnier 1962

Als am Freitag, dem 19. Oktober, die Ausstellung der Freizeitarbeiten des dritten Hoesch-Steckenpferdturniers in Dortmund eröffnet wurde, dachte niemand daran, daß es hier bald eine kleine Sensation gäbe. Das Interesse an dieser Ausstellung war so stark, daß sie um eine volle Woche verlängert werden mußte.

Als die Hoesch-Mitarbeiter mit dem Abbau begannen, hatten 12000 Besucher diese vielseitige Schau von Hobbyarbeiten durchwandert und mehr als zehntausend ihre Meinung auf einem Bewertungsbogen abgegeben. Selbst Fachleute im Ausstellungswesen bezeichnen diese rein äußerlichen Erfolge als bemerkenswert. Doch auch die Ausstellung selbst ließ überzeugend klar werden, daß der Sinn des Hoesch-Steckenpferdturniers in schöner Weise erfüllt ist. In edlem Wettstreit haben sich die Teilnehmer auf den einzelnen Gestaltungsgebieten gemessen und den noch abseits Stehenden ein Beispiel gegeben, wie man seine Freizeit nutzen kann.

Sonntagsmaler — keine Künstler

Sonntagsmaler und andere Hobbyleute sollen und wollen nicht mit Künstlern verglichen werden. Ihr schönes Tun nach des Tages Mühen und Plagen hat andere Motive, die nicht mit absichtsvollen Zielen verbunden sind. Sie wollen

sich ablenken und entspannen und sich je nach Lust und Neigung sinnvoll beschäftigen. Und so war gerade auch die ansteigende Linie der Teilnehmerzahl bemerkenswert, wie der Leiter der Sozialabteilung der Hoesch Hauptverwaltung, Dr. Helmut Enke, bei seinen Begrüßungsansprachen in Dortmund, Bockum-Hövel, Hervest-Dorsten, Hagen und Hohenlimburg betonen konnte. Im Jahre 1955 haben 50 Belegschaftsmitglieder 350 Arbeiten eingereicht. Beim zweiten Steckenpferdturnier im Jahre 1958 stellten sich bereits 124 Teilnehmer mit 600 Arbeiten, und nun haben 1962 fast 200 Hoesch-Hobbyleute, also 60 v. H. mehr als 1958, über 1000 Freizeitarbeiten eingereicht. Bilder, Metallarbeiten, Holzschnitzereien, Plastiken und Bastelarbeiten, Schiffe, Uhren, Leuchter, Eisenbahnen und vieles andere mehr — nicht zu vergessen die wertvollen Sammlungen an Münzen, Briefmarken, Notgeldscheinen — vermitteln einen guten Eindruck vom Freizeitschaffen unserer Belegschaftsmitglieder.

Sinnvoll genutzte Freizeit

„Mit besonderer Freude“, so betonte Dr. Enke in seinen Eröffnungsansprachen, „können wir feststellen, daß die Teilnehmerzahl von Mal zu Mal gewachsen ist. Diese Entwicklung dürfte das erfreuliche Ergebnis der Arbeitszeitver-



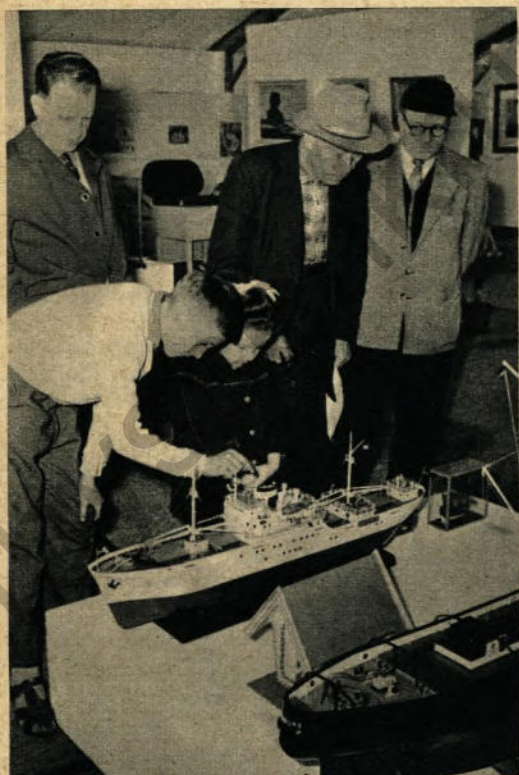
**12000 Besucher
in Dortmund
Starke
Anteilnahme
der
Öffentlichkeit**

► Der Platz reichte kaum, um jedes der schönen Stücke aus den Holzarbeiten für sich zur Geltung kommen zu lassen. Ein Zeichen dafür, wie beliebt diese Art der Freizeitbeschäftigung bei denen ist, die sonst mit dem Stahl umgehen

kürzungen der letzten Jahre sein. Das ist ein Beispiel dafür, daß ein immer größerer Kreis unserer Arbeiter und Angestellten ihre freie Zeit von sich aus zu gestalten weiß. Das ist um so erfreulicher, als vor Beginn der Arbeitszeitverkürzungen von mancher Seite besorgt gefragt wurde, ob wir überhaupt die auf uns zukommende Freizeit richtig zu verwenden wüßten. Diese Besorgnis war nicht ganz unberechtigt. Wer über Jahre hinweg an lange Arbeitszeiten gewöhnt ist, bei dem besteht die Gefahr, daß er zunächst mit der zwar ersehnten, aber doch ungewohnten Freizeit nichts anfangen weiß und diese für ihn ein Vakuum ist, das nicht immer sinnvoll, das heißt im Sinne des „Menschenseins in Muße“ gefüllt wird. Wir dürfen heute feststellen: Die Optimisten unter uns haben recht behalten in dem Glauben, daß unsere Arbeitnehmer ihre Freizeit richtig zu nützen wissen. Dennoch sollten wir nicht nachlassen, immer wieder Wege zu einer schönen und befriedigenden Freizeitbeschäftigung aufzuzeigen. Ist es da nicht besonders zu begrüßen, wenn diese Anregungen aus der Belegschaft selbst gegeben werden, wie hier durch unsere Ausstellung?

Anregungen für Abseitsstehende

Durch den Wettbewerb sollen die Steckenpferdreiter einerseits die Möglichkeit erhalten, sich mit ihren Werken zu messen an den Freizeitarbeiten ihrer Arbeitskollegen und neue Erfahrungen zu sammeln, um ihre Techniken und



▲ „Guck mal, Ingrid, da kommt der Qualm raus!“ – Jung und alt wurden immer wieder von den prächtigen Schiffsmodellen angezogen





Fertigkeiten zu verbessern. Andererseits aber ist es der besondere Sinn dieser Ausstellung, die Belegschaftsmitglieder, die noch abseits stehen und vielleicht nur nicht den Mut haben zu einer ähnlichen Freizeitbeschäftigung, aufzurufen und anzuregen, es ihren Arbeitskollegen gleichzutun.

Neben diesen wichtigen sozialpolitischen und kulturellen Aufgaben unseres Steckenpferdturniers liegt nun einmal der Reiz eines Wettbewerbs in der Bewertung und Prämiiierung der Arbeiten. Auch in diesem Jahr haben wir wieder die aus früheren Steckenpferdturnieren bekannten Persönlichkeiten gebeten, uns bei der Bewertung der Arbeiten zu unterstützen.

Die Jury 1962

Der Jury, die ihre Tätigkeit noch vor Abschluß der Dortmunder Ausstellung beendet hatte, gehörten folgende Persönlichkeiten an:

Professor Dr. Liselotte Reichert von der Pädagogischen Hochschule Dortmund,

Dr. Leonie Reygers, Leiterin des Ostwall-Museums,

Otto Burrmeister, Kulturreferent des Deutschen Gewerkschaftsbundes und künstlerischer Leiter der Ruhrfestspiele,

Professor Dr. Heinrich Kaiser, Leiter des Dortmunder Instituts für Spektrochemie und Vorsitzender des Vereins der Freunde neuer Kunst in Dortmund.

Direktor Dipl.-Ing. Hans P. Koellmann, Leiter der Werkkunstschule Dortmund.

Über den Ablauf der künstlerischen Bewertung und die Arbeitsweise der Jury und deren Ergebnisse berichten wir nachstehend in den

beiden weiteren Beiträgen. Die zweiten Preisträger stellen wir im Februar-Heft vor, in dem auch das Ergebnis der Besucherumfrage bekanntgegeben werden soll.

Der Sinn der Hobbys

Halten wir hier nur noch folgendes fest: Bei einem Rundgang durch die Ausstellung fiel auf, daß neben so ausgesprochenen Hobbyarten wie Basteln und Sammeln das Malen im Vordergrund steht. Ob es sich hier um ein typisches Merkmal für die Freizeitbeschäftigung der Hoesch-Belegschaftsmitglieder handelt, mag fraglich sein; denn sicher gibt es viele, viele Hobbyleute, die sich leider noch nicht auf das spiegelblanke Parkett unseres Steckenpferdturniers gewagt haben. Und so weckte gerade das schöne und in vielen Arbeiten auch überzeugende Ergebnis des 3. Hoesch-Steckenpferdturniers die Hoffnung, daß viele Besucher auch für sich Anregungen gewonnen haben, und damit die Hobbybewegung im Hoesch-Bereich einen weiteren und erfolgreichen Aufschwung nimmt. Was kann es auch Schöneres geben, als in der Freizeit etwas für den inneren Menschen zu tun, sich richtig zu entspannen, zu besinnen und abzuschalten. Und da bildet gerade auch ein freudig ausgeübtes Hobby den schönen Abschluß eines Arbeitstages. Gerade auch Ärzte mahnen immer nachdrücklicher, den Arbeitstag so ausklingen zu lassen. Und in diesem Zusammenhang erschien es auch bemerkenswert, daß die Hobbymaler nicht etwa Erinnerungen aus ihrem Arbeitsalltag festhalten, sondern vorwiegend Landschaften, idyllische Städtebilder, Tiere, kurzum solche Motive bevorzugen, denen sie vielleicht im Urlaub oder auf Sonntagswanderungen begegnet sind. So mag gerade

dieses Abschalten das besondere Kennzeichen eines echten Hobbys sein.

Wahrscheinlich mehr als 25000 Besucher

Wenn diese Zeilen vor Weihnachten zu unseren Lesern kommen, dann steht noch eine Ausstellung bevor: Vom 7. bis 17. Januar 1963 ist die „3. Hoesch-Steckenpferdturnierschau“ in der Turnhalle Schacht Carl in Altenessen zu sehen. Es läßt sich aber heute schon mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß die Zahl der Besucher dann die stolze Ziffer von 25000 erreicht, wenn nicht gar überschritten haben wird. Die drei Ausstellungen in Dortmund, Bockum-Hövel und Dorsten hatten allein 20097 Besucher zu verzeichnen.

Die Jury bei der Arbeit

Wer von uns durch die Ausstellung gegangen ist – vielleicht mit einem Fragebogen bewaffnet –, hat sich immer wieder gefragt, nach welchen Grundsätzen bei der Vielfalt der Ausstellungsstücke zu bewerten ist. Wie oft haben wir selbst nicht immer wieder zögernd den Bleistift in die Tasche gesteckt, bevor wir uns entschließen konnten, einem der Bilder, einer der Plastiken, der Schnitzereien, der Sammlungen oder einer der anderen Freizeitarbeiten den Vorzug vor anderen zu geben. Wie oft haben wir Besucher gesehen, die die Ausstellung verließen und ihren Fragebogen nicht abgaben mit dem Bemerkung: „Ich kann mich noch nicht entscheiden. Es ist einfach zu viel, und es ist eigentlich alles gut. Ich komme noch einmal wieder.“

▼ *Wen sollte es wundern: Besonders die weiblichen Besucher zeigten sich begeistert von den Teppichen und sonstigen Handarbeiten, die jedoch nicht nur von Frauen und Mädchen hergestellt waren!*



▲ *Das war etwas für Kenner und Freunde von Formschöpfungen der Natur: aus der Gruppe der schönen Sammlungen die liebevoll zusammengetragenen Versteinierungen*



▲ *„Die möchte ich mir in die Gartenlaube hängen!“ Fachmännisch und anerkennend werden hier die Schmiedearbeiten begutachtet*



Wie die Preisrichter vorgehen

Ob auch unserer Jury die Entscheidung so schwergefallen sein mag? Wir möchten es zunächst glauben. Denn wer will so vermessen sein zu behaupten, es sei ein leichtes, die tausend Arbeiten der verschiedenartigsten Hobbys zu bewerten? Frau Professor Reichert, die unserer Jury angehörte und am Tag der Eröffnung der Hoesch-Steckenpferdausstellung mit uns sprach, sah der Aufgabe, die sie mit den anderen Preisrichtern übernommen hatte, zwar mit einiger Sorge, aber doch mit einem gehörigen Schuß Optimismus entgegen.

Am 23. Oktober 1962 war es nun soweit. Die Preisrichter traten in unserem Gästehaus zu einer kurzen Vorbesprechung zusammen, bei der sie Dr. Koch vom Vorstand der Hoesch AG begrüßte und ihnen für ihre erneute Mitarbeit bei unserem diesjährigen Wettbewerb herzlich dankte. Die gleichen Preisrichter hatten schon im Jahre 1958 und zum Teil auch beim Fotowettbewerb 1960 mitgeholfen, die besten Freizeitarbeiten zu prämiieren: alte, erfahrene Hasen, also alte und gute Freunde unserer Steckenpferdreiter.

Professor Dr. Kaiser, der schon 1958 den Vorsitz der Jury führte, wurde auch in diesem Jahr wieder von den Preisrichtern gebeten, in der bewährten Weise der Jury vorzustehen. Ihn verbindet seine große Liebe zur Kunst eng mit unseren Steckenpferdturnieren: Er ist der Vorsitzende der Freunde neuer Kunst in Dortmund. Hauptberuflich aber leitet er das „Institut für Spektrochemie“ in Dortmund und ist in diesem Lebensbereich den nüchternen Naturwissenschaften verhaftet und nicht den Musen. Frau Professor Reichert von der Pädagogischen Hochschule, die den Lehrauftrag für Kunst-erziehung und Handarbeit hat, bringt gerade

von hier aus Fachwissen und menschliches Einfühlungsvermögen für die ihr zugedachte Aufgabe als Preisrichter beim Steckenpferdturnier mit.

Die Direktorin des Dortmunder Ostwall-Museums, Dr. Leonie Reygers – sie lobte vor allem auch den guten Aufbau der Ausstellung – ging mit der ihr eigenen Vitalität und mit großem Sachverstand an die uns Laien sicher nicht leicht anmutende Aufgabe der Bewertung der Freizeitarbeiten heran. Sie hat zum erstenmal in diesem Kreis mitgewirkt und die Jury durch ihre fachlichen Kenntnisse und durch ihre persönliche Eigenart glücklich ergänzt.

Otto Burrmeister, uns allen nicht nur als Preisrichter unserer Steckenpferdturniere, sondern auch aus mancher Veröffentlichung in WERK UND WIR über die Ruhrfestspiele bekannt – er ist der künstlerische Gestalter dieser Festspiele und Kulturreferent des Deutschen Gewerkschaftsbundes –, hat uns auch diesmal wieder durch sein wohlabgewogenes Urteil bei der Prämiierung der Arbeiten geholfen.

Mit besonderem Sachverstand – sozusagen beruflich geradezu prädestiniert – hat uns Herr Koellmann, der Direktor der Werkkunstschule in Dortmund, wieder – wie bei jedem unserer Steckenpferdturniere – als Preisrichter unterstützt. Er hat es auch übernommen, in der vorliegenden Ausgabe von WERK UND WIR über die Entscheidungen des Preisgerichtes, die Bewertungsgrundsätze und über die Arbeit der Jury zu berichten.

Verschiedene Blickpunkte

Wir sehen, daß die Jury nach Beruf und Neigung ihrer Mitglieder nicht einseitig zusammengesetzt war: Ein glücklicher Umstand, denn dadurch war gewährleistet, daß die Arbeiten von verschiedenen Blickpunkten aus bewertet wurden.

Nachdem die Jury die Grundsätze für diese Bewertung festgelegt hatte, über die Herr Koellmann anschließend in diesem Heft berichten wird, und die Fülle der Arbeiten nach

bestimmten Gruppen – Malerei, Aquarelle, Grafiken und Zeichnungen, Bastelarbeiten, Sammlungen, handwerkliche Arbeiten, Fotografie – zusammengefaßt worden war, versuchte die Jury, sich zunächst in einem kurzen Gang durch unser Zelt am Hoesch-Platz einen Überblick über die ausgestellten Arbeiten zu verschaffen. Schon nach dem zweiten Rundgang durch die Ausstellung, noch vor dem Mittagessen, schälten sich – es war erstaunlich, wie schnell die einzelnen Preisrichter hierin übereinstimmten – innerhalb der einzelnen Gruppen bestimmte Arbeiten heraus, die in den engeren Kreis der zu prämiierenden Steckenpferde einbezogen werden konnten.

Treffsichere Beurteilungen

Nach einer kurzen Mittagspause ging's dann wieder an die Arbeit. Während am Vormittag die Mitglieder der Jury einzeln durch die Ausstellung gegangen waren, um sich einen Überblick zu verschaffen, wurden am Nachmittag in der Jury die zu prämiierenden Arbeiten besprochen. Dies geschah im Ausstellungsraum an Ort und Stelle vor den Arbeiten, so daß vielleicht auch mancher Ausstellungsbesucher einige Gesprächsfetzen erhaschen und sich schon überzeugen konnte, mit welcher Hingabe und welcher Ernsthaftigkeit die Preisrichter an ihre Arbeit herangingen. Am Abend stand der Katalog der Arbeiten, die prämiert werden sollten, fest, nicht aber die Prämiierung selbst. Dieser schweren Aufgabe widmete man sich erst am späten Abend bis in die tiefe Nacht hinein.

Unterschiedliche Auffassungen

Während die Auswahl der zu prämiierenden Arbeiten verhältnismäßig leicht zu sein schien, ergaben sich bei der Zuteilung der Preise doch recht unterschiedliche Auffassungen. Allerdings wichen diese niemals so stark voneinander ab, daß sie nicht unter der geschickten Leitung von Professor Kaiser auf einen Nenner hätten gebracht werden können.

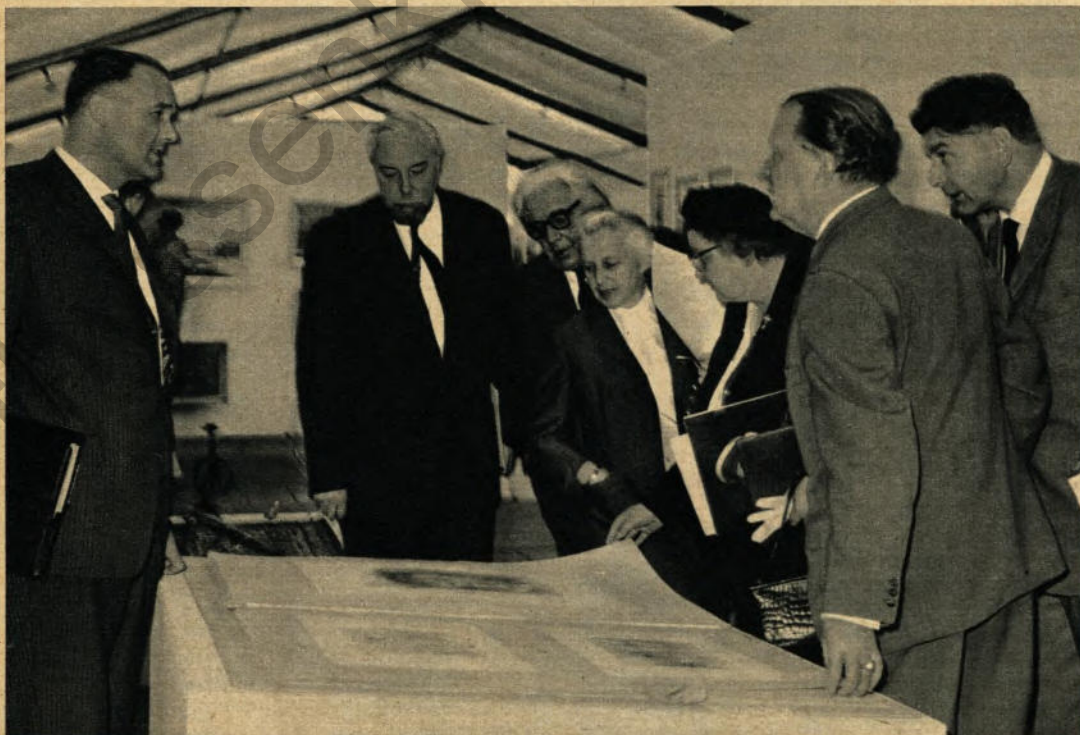
Besonders erfreulich: Als die Jury gegen Mitternacht nach harter Arbeit auseinander ging, waren die Preise einmütig festgesetzt.

Dank an die Jury

Wir dürfen der Jury auch an dieser Stelle noch einmal für ihre Arbeit herzlich danken. Sie hat sicherlich auch in diesem Jahr wieder mitgeholfen, den Steckenpferdwettbewerb zu einem schönen Erfolg werden zu lassen. Durch ihr Urteil hat sie nicht nur die ausgestellten Arbeiten ausgezeichnet, sondern alle Belegschaftsmitglieder und vor allen Dingen unsere Steckenpferdreiter angeregt, sich mit dem Urteil der Jury und mit den Arbeiten der Steckenpferdreiter recht eingehend auseinanderzusetzen.

◀ Die Jury, deren Mitglieder an anderer Stelle vorgestellt werden, mit Dr. Harald Koch und dem Leiter der Sozialabteilung der Hauptverwaltung der Hoesch AG, Dr. Helmut Enke (links), der die Ausstellung eröffnete

▶ Diesen Schnappschuß hätte unsere Kamera fast an jedem Tag in der Ausstellung einfangen können: viele Väter brachten ihre Kleinen mit, um mit ihnen zusammen ihre Freude zu haben an der Vielfalt der Ausstellungstücke





Auf das schöpferische Bemühen kam es an

Mehr als zwanzig Stunden hat das Preisgericht gebraucht, um aus tausend eingesandten Arbeiten die besten auszuwählen. Sicher werden viele unserer Leser wissen wollen, weshalb die fünf Preisrichter gerade dieses Bild und nicht jenes ausgezeichnet haben. Auf diese Frage antwortet Hans Koellmann, der Leiter der Dortmunder Werkkunstschule, in den folgenden Anmerkungen.

Zuerst waren wir betroffen von den tausend Arbeiten in ihrer fast verwirrenden Verschiedenheit und gepackt von der überall sichtbaren Freude freiwilligen Freizeitfleißes, der alle Einsender verbindet.

Für uns war das Sichten und Werten zunächst ebenfalls eine Fleißarbeit, und dabei verpflich-

tete uns die Leistung ebenso wie die gemeinsame Erfahrung früheren Tuns: Unsere Gruppe ist über die Jahre mit der Idee verbunden geblieben und wie die Teilnehmer an ihr gewachsen. Keiner fühlte sich als Preisrichter: Wir alle waren Mit-Wirkende auf anderer Ebene.

Mitwirkend mit Ihnen, liebe Steckpferdfreunde, wollten wir – wie schon 1958 – uns ehrlich bemühen, die jeweils größte persönlich-selbständige Leistung zu erfassen.

Glücklicherweise wurde es uns nicht leichtgemacht, denn das Wachsen weiterer schöner Ergebnisse, auf das wir schon während des zweiten Steckpferdwettbewerbs zu hoffen wagten, hat sich bewiesen. Und mit dem Umfang der eingereichten Arbeiten ist auch die Urteilsgruppe gewachsen: Frau Dr. Leonie Reygers gesellte sich zum 1958 berufenen Urteilsquar-

tett und fand, daß die damals angelegten Richtlinien – nämlich die Arbeiten zu prämiieren, hinter denen ein möglichst großes eigenständiges Bemühen zu erkennen ist – auch von ihr vorbehaltlos anerkannt und ebenso gehandhabt würden.

Preisrichter auf der Fährte

Das Suchen und Tasten nach dem Hervorragenden in der vorgezeichneten Richtung wurde wieder erst der Einzelbeurteilung überlassen, bevor die Gruppe gemeinsam urteilte.

Dabei gab es ein geheimes Ringen, da jeder glaubte, auf der eigenen Fährte nicht jede Witterung mit den anderen Gruppenmitgliedern zu teilen. Ein freudig erstauntes Beglücktsein stellte sich aber immer dann ein, wenn herauskam, daß – beispielweise – keiner unbeeinflußt an der von Theo Fuchs im Bild wiedergegebenen Liebe zu seinem Hund vorbeigegangen war, oder daß die sichtbare Auseinandersetzung mit dem Rohstoff in Wolfgang Jänickes Lokomotive im Bauzustand die Beurteiler noch mehr beeindruckte als dessen vollendete Hütteneisenbahn. Die fertige Eisenbahn war bei aller exakt-technischen Wiedergabe so vollendet gearbeitet wie ähnliche Gegenstände aus der besten Spielzeugfabrik. Da aber ist man an der Grenze, wo die eigene Persönlichkeit verschwindet, die wir gerade – wie schon gesagt – hervorheben wollten, und dieses scheint uns der unverrückbar wahre Sinn einer Steckpferdbeschäftigung.

Ein von „seiner“ Aufgabe erfülltes Leben

Deshalb können wir auch keine Kopisten, die sich hauptsächlich bei den Malern finden, mit Prämien herausstellen. Ihnen fehlt die eigene Erfindung, soviel bisweilen auch durch Kopieren an Technik gelernt wird. Aber die Frage der Überbewertung einer Nebensache stellt sich ja gar nicht bei Wolfgang Jänicke. Um auf unser Beispiel zurückzukommen: Der Rangierer von Beruf, dessen Freizeit-Hobby es ist, sich mit Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln aus Lust und Liebe im Modell noch weiter zu beschäftigen, gibt ein deutliches Zeichen für ein von „seiner“ Aufgabe erfülltes Leben.

Natürlich wagen sich die Maler weiter vor als die Teilnehmer, die zunächst mit Fleißleistungen aufwarten und ihr „Ich“ getarnt halten: die Sammler von Briefmarken und Notgeld, die Verfasser von Literaturbeiträgen, die Verfertiger mancher mühsamer und geduldvoller Präzisionsarbeiten, gleich, ob es sich um Intarsien, Metalltreibarbeiten oder die Herstellung von Lampen, Musikinstrumenten oder Handarbeiten nach Vorbild oder Muster handelt.

Wo bleiben die Handarbeiten nach eigenen Ideen?

Gerade bei den Handarbeiten ist uns aufgefallen, daß Exaktheit und Geduld zwar nicht zu-

Unsere Preisrichter



Professor Dr. Kaiser, der das Dortmunder Institut für Spektrochemie leitet, führte auch diesmal wieder den Vorsitz unter den fünf Preisrichtern



Behutsam und mit viel Einfühlungsvermögen bewertete Frau Professor Dr. Reichert, die an der Dortmunder Pädagogischen Hochschule Kunst-erziehung und Handarbeit lehrt, die vielen ausgestellten Arbeiten



Otto Burrmeister, der künstlerische Leiter der Ruhrfestspiele, kam seiner Aufgabe als Preisrichter mit Ernst und Hingabe nach



Temperamentvoll und sachverständig zugleich urteilte Frau Dr. Reygers, die Direktorin des Dortmunder Ostwall-Museums



Auch Hans Koellmann, der Direktor der Dortmunder Werkkunstschule, machte sich die Bewertung nicht leicht



rückgegangen sind, daß aber die Handarbeit nach eigener Idee – ich erinnere nur an den Pensionär Fritz Langhals mit seiner Knüpfstickerei von 1958 – leider keine Nachfolge gefunden hat.

Die Beurteilergruppe hat sich daher entschlossen, auch bei ungewohnten Ideenbeweisen ihre Anerkennung für die Originalität nicht zu versagen. Darum haben wir eine neue Gruppe herausgestellt, die den Kuriositäten und den Sammlern besondere Preise zuerkennt, die mit ihren Sammlungen beweisen, wie sehr sie selbst durch wirkliche Auseinandersetzung mit den Sammlungsobjekten den Betrachter zum Nachdenken anregen.

Diese Anregung geht diesmal auch stärker von Fotos und Dias als von Filmen aus, bei denen sich die gekonnte gestalterische Handhabung von drei Kunstarten auch beim Steckenpferd beweisen muß.

Die Mittel nur nach einer Seite hin zu beherrschen, hat auch bei anderen Beiträgen manches nicht bis zur Prämiereife gedeihen lassen: Eine in der keramischen Form gut angelegte und hervorragende Vase hat durch die Dekoration mit weniger gut beherrschten und an dieser Stelle sogar problematischen ägyptischen Motiven in der Bewertung zurückfallen müssen. Dagegen hat durch die bescheiden-behutsame Wahl weniger einfacher Elemente in guter Zusammenschau das Floß von Karl-Ernst Bohlmann den einstimmigen Erfolg eines dritten Preises erbracht.

Die vorstehend gegebenen Erläuterungen sollten einprägsam sein, nur deswegen sind die hierfür geeigneten Beispiele aus dem Zusammenhang der Gruppen und Reihenfolgen herausgegriffen, die der Beurteilungsausschuß in reichlich zwanzigstündiger Arbeit für charakteristisch hielt.

Die Gruppen waren diesmal: Malerei, Aquarelle, Literatur, Grafik, Plastik, Bastelarbeiten, handwerkliche Arbeiten, Sammlungen, Fotografie, Dias (Filme) und schließlich die schon erwähnten Kuriositäten.

55 Preise nach zwanzigstündiger Arbeit

Hinsichtlich der Preise waren Richtzahlen bekanntgegeben. Es mag als schönes Zeichen der Anerkennung für die Arbeit der Steckenpferdreiter und der Jury gewertet werden, daß die für eine gerechte Beurteilung gleicher Rangstufen erforderliche Erhöhung der Preise und Anerkennungen gerne bewilligt wurde. So hat die Jury insgesamt

- 4 erste Preise,
- 16 zweite Preise,
- 16 dritte Preise und
- 19 Anerkennungen

für lobend erwähnte Einsendungen verteilt. Über die Preisverteilungen hinaus aber bleibt für alle Einsender und Reiter von Steckenpferden in der Stille die Befriedigung aus dem selbstgewählten Tun.

Sie haben gewonnen

1. Preise im Wert von je 300 DM

Malerei	Franz Klekawka Schlosser Westfalenhütte	„Baustelle vor Hüttenwerk“
Aquarelle	Johann Adamczyk Techn. Angestellter Westfalenhütte	Aquarell- mappe „Dorfstraße“, „Fahrendes Volk“, „Häuser im Westerwald“
Bastelarbeiten	Wolfgang Jänicke Rangierer Westfalenhütte	Lokomotive (im Bau) Hütten- eisenbahn
Fotografie	Manfred Oshowski Rangierer Hütte	Spinnenserie „Schul- ausflug“

2. Preise im Wert von je 200 DM

Malerei	Theo Fuchs Kfm. Angestellter Hammerwerk Wieslaw Kozlowsky Schlosser Westfalenhütte Hans Koehn Pensionär Bergbau	„Hund“ „Rote Häuser“ „Reiterin“
Aquarelle	Norbert Pathmann Ingenieur Westfalenhütte Toni Weller Sekretärin Westfalenhütte	„Landschaft“ Palmyra (Syrien)
Graphik und Zeichnungen	Günter Nowack Kranführer Westfalenhütte	„Dortmunder Stadt- ansichten“
Plastik	Erich Kunz Elektrohauer Bergbau	Katzentier
Bastelarbeiten	Johannes Baum Schweißer Westfalenhütte Erich Nötzel Maschinenschlosser Schmiedag Dr. Mörs Direktor Hoesch AG	Hochsee- schlepper Frachter Uhren
Sammlungen	Oskar Hoffmann Pensionär Bergbau Helmut Hoener Kfm. Angestellter Dortmunder Drahtseilwerke	Versteine- rungen Münzen Altertümer
Fotografie	Jacob André Hauer Bergbau Wilhelm Maibaum Schlosser Becke-Prinz Vogel Kfm. Angestellter Bergbau	2 Nacht- aufnahmen von Schacht- anlage „Steinmetz“, „Würzburg“, „Brunner“, „Chamä- leon“, „Insekt mit Parasi- ten“, „Honig- schleckende Wespe“, „Fliege“
	Toni Weller Sekretärin Westfalenhütte	„Architekto- nische Motive aus Afrika“

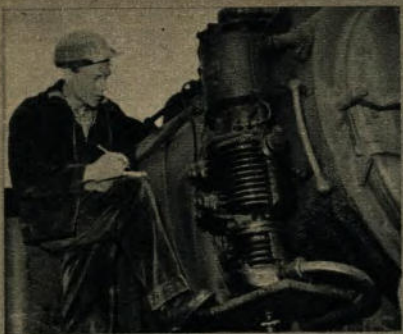
3. Preise im Wert von je 100 DM

Malerei	Friedhelm Teschendorf Rangierer Westfalenhütte Josef Pehnelt Materialausgeber Westfalenhütte August Lehmann Pensionär Westfalenhütte Paul Nitzke Techn. Angestellter Westfalenhütte Rolf Lewandowski Schweißerlehrling Westfalenhütte Theodor Stephan Kfm. Angestellter Hoesch AG	„Notre Dame in Marseille“ „Kapelle“ „Alter Markt in Dortmund“ „Bauern- haus“ (Scheune) „Flasche, Schmelz- glas“ „Bildnis des Vaters“
Graphik und Zeichnungen		

Graphik und Zeichnungen	Anton Nitsch Erzvorarbeiter Westfalenhütte	„Seilfahrt“
Bastelarbeiten	Karl-Ernst Bohlmann Sicherheitsmeister Westfalenhütte	Floß
Handwerkliche Arbeiten	Gerhard Gronwald Dreher Westfalenhütte Gertraud Advent Kfm. Angestellte Hoesch AG Franz Ising Magazinheifer Walzwerke Hohenlimburg	Stehlampe Teppich Holzschalen in länglicher Form
Fotografie	Hans Frieder Siebert Laborant Walzwerke Hohenlimburg Wilhelm Holtschmidt Walzwerke Hohenlimburg Josef Graben Prokurist Hoesch Eisenhandel	„Barren- turner und sein Schatten“ „Leichter Wagen“ „Südliche Stadt am Fluß“, „Plakat- ankleber“
	Wilhelm Knippenberg Invalide Bergbau Hans Dieter Wellmann Elektriker Bergbautechnik	„Wollgras“, „Puste- blumen“ „Blick vom Florian auf Kaiserhain“, „Abendrot“ (vom Heck gesehen), „Abendrot am Meer“

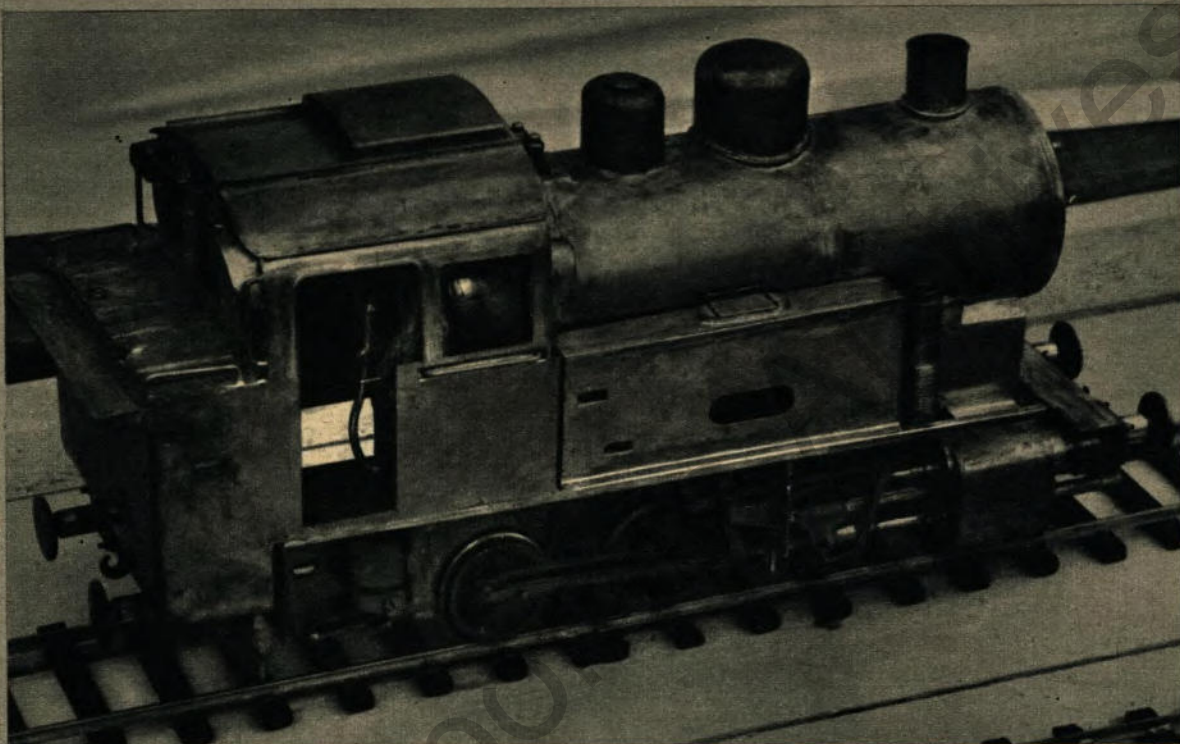
Lobend erwähnen (Buchpreis)

Malerei	Fritz Knoch Heilgehilfe Westfalenhütte Alfred Schreiber Platzarbeiter Bergbau Ferdinand Schabram Schleifer Westfalenhütte Herbert Günter Sachbearbeiter Hoesch AG Werner Moog Kontrolleur Rohrwerke Helga-Roswitha Haase Stenokontoristin Hoesch Eisenhandel	„Familien- ausflug“ „Romanti- sches Gestade“ „Venedig“
Aquarelle	Günter Nowack Kranführer Westfalenhütte	„Wilhelm- Hansmann- Siedlung“ „Bauerndorf am hohen Meißner“ „Mohn“
Graphik und Zeichnungen	Friedhelm Teschendorf Rangierer Westfalenhütte Karl-Heinz Kalisch Vorarbeiter Westfalenhütte Ursula Schwarzer Kfm. Angestellte Walzwerke Hohenlimburg Annemarie Buckup Telefonistin Westfalenhütte Hans Schmelzer Hauer Bergbau Friedrich Meffert Techn. Zeichner Mainz-Gustavsburg	„Familien- bungalow mit Ein- richtung“ „Markt- szene“ „Alter Mann mit Enkel“ „Cuxhaven“ „Wasser- schloß Gehlen“ „Blitz“- Serie
Fotografie	Gertrud Pauly Dipl.-Bibliothekarin Westfalenhütte Paul Steuer Invalide Bergbau Fritz Neumann Stahlwerker Westfalenhütte Josef Sowa Kranfahrer Walzwerke Hohenlimburg Hans Flügel Kokillenkontrollleur Westfalenhütte	Bemalte Porzellan- kanne Rundschale aus Holz Fisch- präparate Ziertrommel aus Zigarren- binden Tablett- komposition aus Zucker- klümpchen Sammlung von Streich- holz- schachtel- etiketten
Handwerkliche Arbeiten	Hans Reiner Kirsch Maschinist Westfalenhütte	

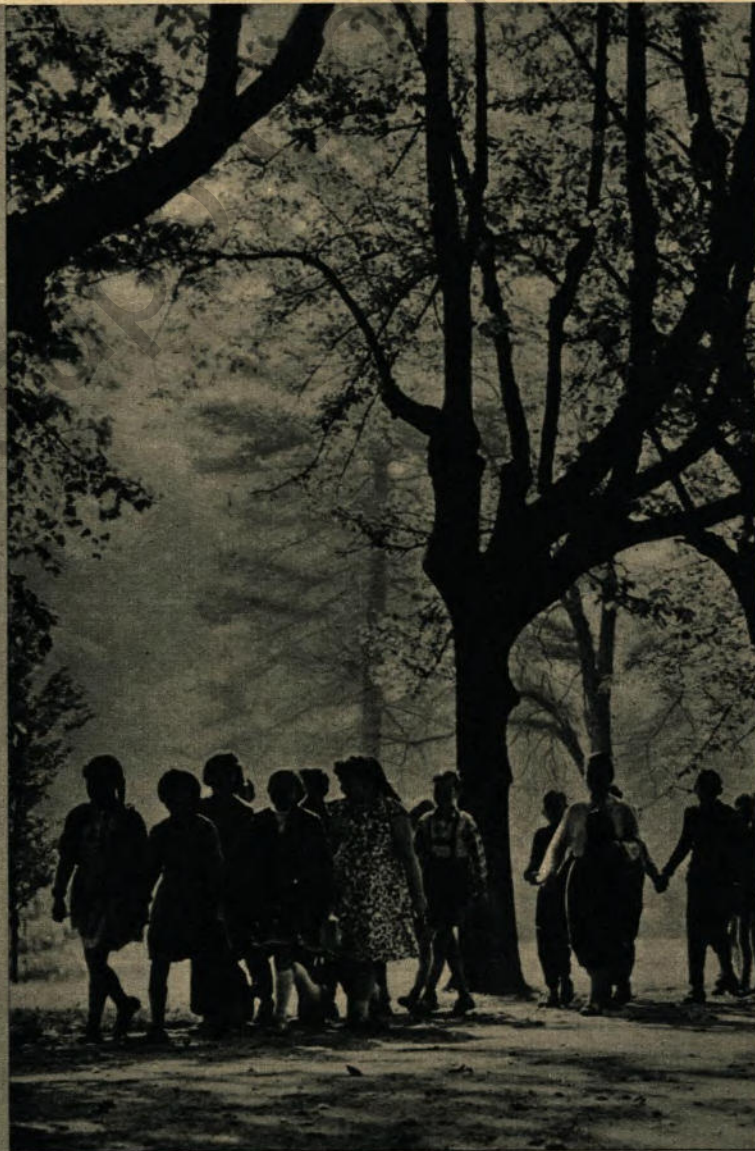


Die 4 ersten

► **Wolfgang Jänicke** Als Rangierer auf der Westfalenhütte hat Wolfgang Jänicke, der bei den Bastelarbeiten den ersten Preis gewann, jeden Tag mit der Eisenbahn zu tun. Wenn er in seiner Freizeit auch noch Eisenbahnen baut, liegt es daran, daß er sich für die Formschönheit ganz bestimmter Dampfloktypen begeistert. Denn fragt man ihn einmal, warum er gerade die Lokomotive 28 (wir sehen sie auf der Titelseite von WERK UND WIR) nachbaue oder die Lok 9, die noch unfertig ist, aber ebenfalls verspricht, ein Meisterwerk zu werden, bekommt man die schlichte Antwort: „Weil diese beiden Maschinen für mich die schönsten sind.“ Natürlich hat Wolfgang Jänicke früher wie viele Jungen zuerst einmal mit der Märklin-Eisenbahn gespielt. Die Spielzeuglok hat er, als es bei der Wahl des Berufes ernst wurde, mit dem Binnenschiff vertauscht. Der gebürtige Magdeburger ist viele Jahre die Elbe herauf und herunter gefahren, ehe er seinen erlernten Beruf mit dem des Rangierers bei der Eisenbahn vertauschte. Die Lok 28 wurde zu Hause in 2000 Arbeitsstunden fertig. Durch Dampf angetrieben, setzt sie sich wie ihre große Schwester auf der Hütte zur Freude des Betrachters in Bewegung und zieht eine Torpedopfanne und eine Eisenpfanne hinter sich her.



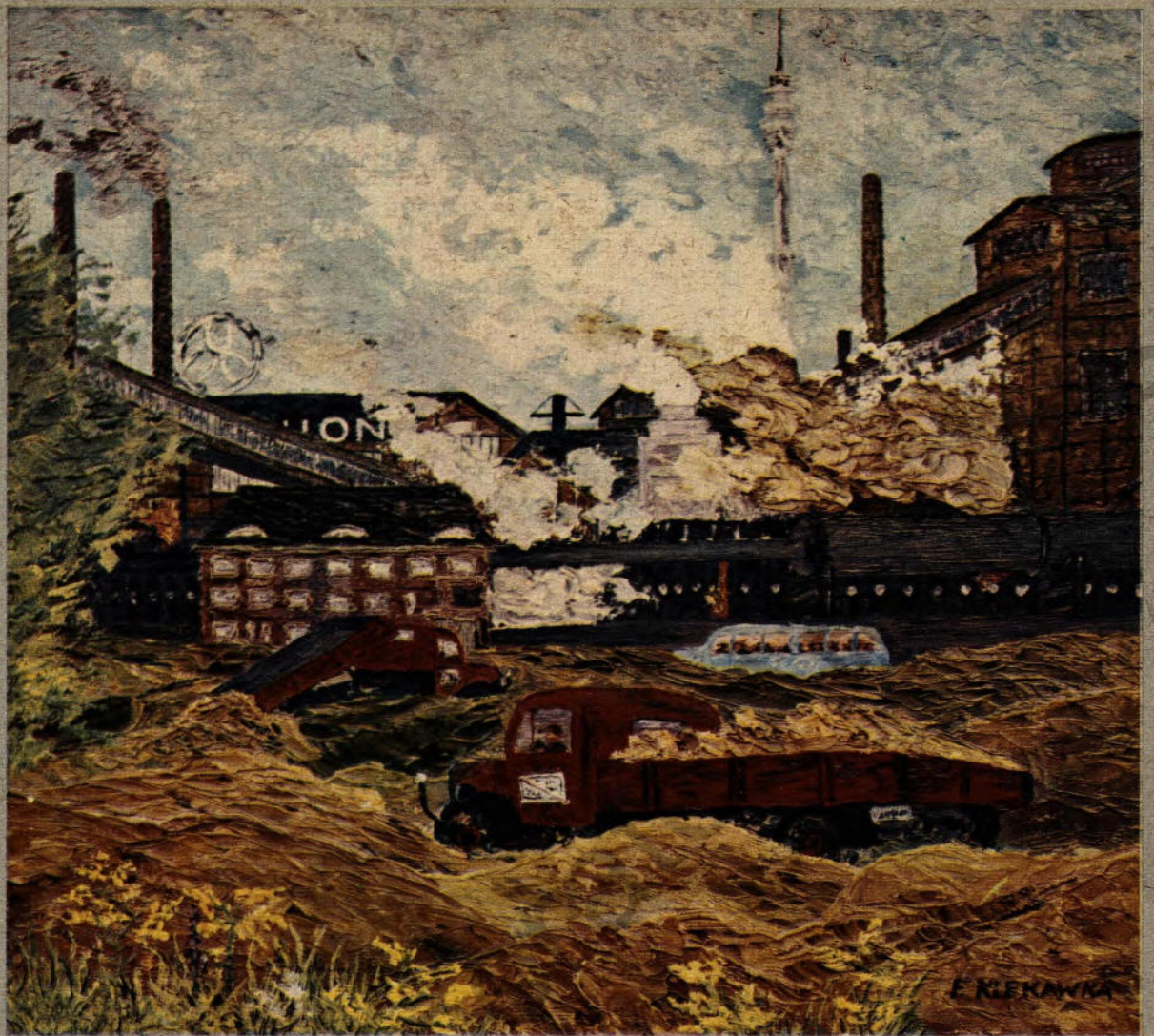
► **Manfred Oshowski** Eigentlich hat er das Malerhandwerk erlernt. Aber seit zweieinhalb Jahren arbeitet Manfred Oshowski als Rangierer bei der Eisenbahn der Hoesch AG Westfalenhütte. Der gebürtige Dortmunder, der den ersten Preis in der Fotografie gewann, ist erst 26 Jahre alt und war im vorigen Jahr in der von der Stadt Dortmund veranstalteten Ausstellung „Jugend fotografiert“ ebenfalls erster Preisträger. Aus der Liebe zur Fotografie und der feinen Beobachtungsgabe in der Natur entstand sein Hobby. Wenn die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Tautropfen im Spinnennetz wirft, sitzt unser Meisterfotograf bereits im Gebüsch, um das schon in einigen Minuten veränderte Bild in seiner augenblicklichen Schönheit festzuhalten. In Foto- und Tierbüchern holt er sich die nötigen Kenntnisse für seine Liebhaberei. Manfred Oshowski entwickelt und vergrößert selbst. Er hat sich sogar ein eigenes Farblabor eingerichtet. Aber nachdem seine Fotoausrüstung komplett ist, wird in Zukunft für die Einrichtung einer eigenen Wohnung gespart. Dafür ist der Preis im Hobby-Wettbewerb sicher gut angelegt.

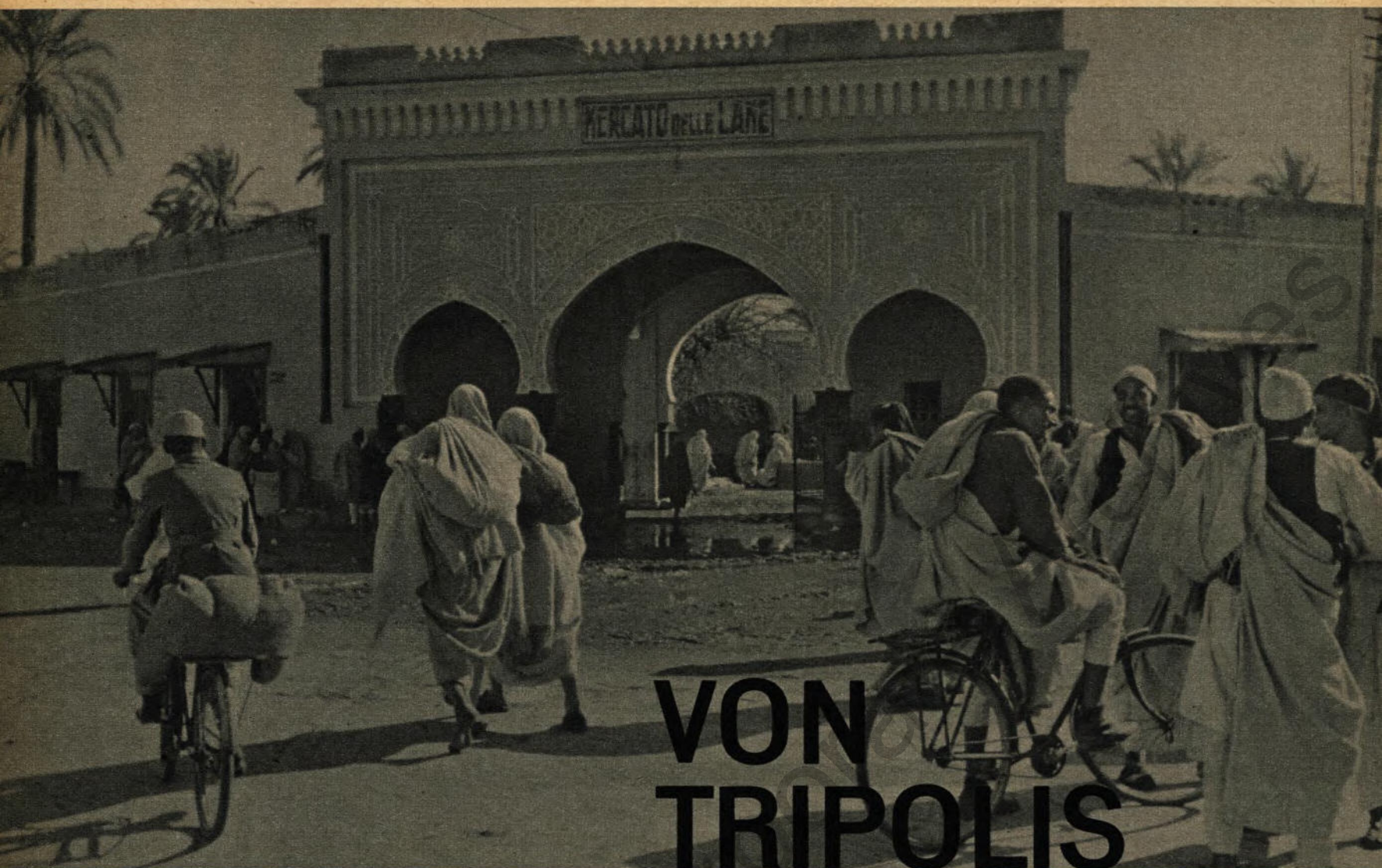


► **Johann Adamczyk** Mit drei Aquarellen gewann Johann Adamczyk einen ersten Preis in unserem Hobby-Wettbewerb. Leicht in den Konturen und zart in den Farben sind die Blätter „Dorfstraße“, „Fahrendes Volk“ und „Häuser im Westerwald“. Zeichnen und Malen sind für unseren Preisträger nach Feierabend Ausgleich und Entspannung. Mit wenigen Strichen entsteht die Skizze. Die Motive sind Landschaften, Menschen und Charakterköpfe. Sie füllen die Zeichenmappe, die so viele Bilder enthält, daß es jeder glaubt, wenn Johann Adamczyk sagt: „Ich zeichne, wenn ich in Stimmung bin, manchmal mehrere Blätter am Tag.“ Auf diese Weise sind im Urlaub viele Bilder entstanden. Der Garten am Haus bietet manchen Anreiz zum Malen. Mit seiner Familie bewohnt Johann Adamczyk ein Häuschen in der Franz-Zimmer-Siedlung. Der Mitarbeiter der Neubauabteilung unserer Westfalenhütte, der für Organisation und Transport von Baugütern verantwortlich ist, gehört seit 1948 zu Hoesch.



► **Franz Klekawka** „Den ersten Preis habe ich gewonnen?“ meinte Franz Klekawka erstaunt. Er konnte es kaum fassen, daß es gerade sein Bild „Baustelle vor Hüttenwerk“ war, das die Jury dafür ausgewählt hatte. Seinen Karikaturen gab er mehr Chancen. Sie sind bei den Kollegen in der Maschinenabteilung Stockheide, die sich oft in ihnen wiedererkennen, längst bekannt. Franz Klekawka ist in Dortmund-Schüren geboren, dort zur Schule gegangen und hat im Zeichnen immer gute Zensuren mit nach Hause gebracht. Seit acht Jahren arbeitet er als Schlosser bei Hoesch. Er sieht, wie er selbst sagt, „die Farben in der Luft“. Mit kräftigen Strichen hält er unterwegs die Motive in seinem Skizzenbuch fest. Zu Hause überträgt er die Zeichnungen auf ein Stück Leinwand. Mit der Farbe gibt er seinen Bildern die eigene Stimmung, die sie von allen anderen unterscheiden. Vor vier Jahren hat er angefangen, Ölbilder zu malen. Als er damals eine eigene Wohnung bekam, fehlten sie ihm an der Wand. Als guter Zeichner machte er sie selber.





**VON
TRIPOLIS**



**BIS
STOCKHOLM**

Hoesch nahm 1962 an dreizehn Messen teil

Auf den großen Messen sammelt sich der technische Fortschritt der Welt. Die bedeutendsten Messeplätze bieten aber nicht nur einen Überblick über alle technischen Neuheiten, sondern gleichen auch Börsen, auf denen Angebot und Nachfrage aufeinandertreffen, wo alte Verbindungen vertieft und neue geknüpft werden. So dienen sie als Mittler zwischen Erzeuger und Verbraucher dem wirtschaftlichen Fortschritt und tragen auf ihre Weise dazu bei, die Welt immer enger zusammenzuschließen.

Nach der „Messe“ wurde gehandelt

Weit war der Weg von den ursprünglichen mittelalterlichen Warenmessen bis zur Messe-Gegenwart. Am Anfang dieses Weges kamen die Menschen von nah und fern zu den Kirchenfesten, an denen „Messen“ gelesen wurden. Verständlich, daß sie dabei die günstige Gelegenheit zum Handel nutzten. So entstanden die ersten Warenmessen, unter denen in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert die von Leipzig und Frankfurt am Main hervorragten, bis die

Leipziger Messe zu Beginn des 18. Jahrhunderts die führende Rolle übernahm.

Die großen Schaufenster der Wirtschaft

In Leipzig entwickelte sich Ende des 19. Jahrhunderts auch die heutige Form der Mustermesse: die Eisenbahn hatte das Land erschlossen und die Entfernungen zusammenschrumpfen lassen, so daß die Kaufleute von weither zum Messeplatz reisen konnten, auf dem nur noch Muster ausgestellt waren und nicht mehr die ganze Menge der abzusetzenden Güter.

Seit dieser Zeit haben die Wirtschaftsvorgänge über nationale und kontinentale Grenzen hinausgegriffen und einen weltweiten Güteraus-tausch hervorgebracht, der seinerseits selbstverständlich auch wieder die Bedeutung internationaler Messen steigerte. So entwickelten sich die Messen zu den großen Schaufenstern der Weltwirtschaft, die ein genaues Bild vom Stand des technischen Fortschritts und von dessen mutmaßlicher Weiterentwicklung bieten. Auch Hoesch ist in jedem Jahr mit einer Auswahl seiner mannigfachen Erzeugnisse auf mehr als einem Dutzend Messeplätzen vertreten. 1962 spannte sich der Bogen von Tripolis im Süden bis nach Stockholm im Norden. Die

bedeutendste der in- und ausländischen Messen, auf denen das Hoesch-H zu sehen war, ist aber zweifellos die von Hannover, auf der wir seit 1956 in einem eigenen Messehaus ausstellen. Seit ihrer Gründung als „Export-Messe“ im Jahr 1947 hat sich die Hannover-Messe zur „größten Schau der Welt“ entwickelt, wie die Veranstalter gern und sicherlich zu Recht sagen. Hoesch hat 1962 zwei vielbeachtete Neuheiten zur Hannover-Messe beigetragen: wir stellten der Öffentlichkeit zum erstenmal TEKTAL vor, ein von Hoesch entwickeltes Dach, dessen Bauelemente wie die des ebenfalls in Hannover erstmals ausgestellten Hoesch-Bungalows aus PLATAL, dem kunststoffbeschichteten Stahl, bestehen.

Hoesch war 1962 aber nicht nur in Hannover, sondern auch bei den internationalen Muster-messen in Posen, Brünn, Zagreb, Stockholm und Tripolis dabei. Darüber hinaus hat Hoesch an einigen Fachmessen teilgenommen, die jeweils bestimmten Warengruppen vorbehalten waren: beispielsweise an der „Deubau“ in Essen, an der „Europastique“ in Paris, an der „Ipack-Ima“ in Mailand und an der „Fertigbau“ in Dortmund. Einen lebendigen Eindruck von all diesen Messen mag unser Messekalender 1962 vermitteln, der unsere Leser in Bild und Wort von Tripolis bis nach Stockholm führt.

20.2.-30.3.: Tripolis

Die „Internationale Messe Tripolis“ soll nach dem Willen ihrer Veranstalter ein Treffpunkt zwischen Europa und dem Orient sein. Auf dem Hoesch-Stand zeigten wir aus unserem Fertigungsprogramm Wasser- und Ölrohre sowie Stahlspundwände, da sich die Wirtschaft des Landes auf große Ölvorkommen und auf die Landwirtschaft stützt. Die Orenstein-Koppel und Lübecker Maschinenbau AG hatte auf unserem Stand einen Mobilkran ausgestellt



9.4.-13.4.: London

„International Pipes, Pipelines, Pumps and Valves Exhibition and Convention“ hieß die Londoner Ausstellung, die einem internationalen Fachkongreß über Rohre und Rohrleitungen angeschlossen war. Hoesch war auf dieser Ausstellung mit Beispielen aus unserer Rohrfertigung und mit PLATAL vertreten, da PLATAL auch als idealer Werkstoff für das „Ummanteln“ von Rohisolierungen gilt



12.4.-23.4.: München

In diesem Jahr wurde die „Deutsche Handwerksmesse“ ihrer weltweiten Bedeutung wegen in „Internationale Handwerksmesse“ umbenannt. Aus der Fertigung unserer Werke zeigten wir in München für den Bedarf des Handwerks: Form- und Stabstahl, kaltgewalzte Profile, PLATAL, Schrauben und Nieten, vor allem aber Selbstbauprofile, Rohre und Schweißelektroden



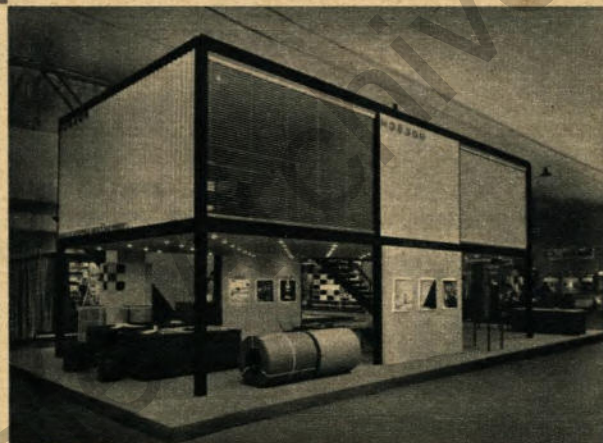
29.4.-8.5.: Hannover

Wie alljährlich stellten wir auch bei der „Hannover-Messe 1962“ die Erzeugnisse aller Werke und Gesellschaften des Hoesch-Kreises in unserem Messehaus an der Stahlstraße vor. Die Schmiedag war auf einem eigenen Stand vertreten. In der neu errichteten „Halle der Chemie“ stellten wir unseren Verbundwerkstoff PLATAL vor. Auf dem Freigelände vor dem Hoesch-Messehaus zeigten wir das neue, selbsttragende Dachsystem TEKTAL, und im Rahmen der Sonderschau „Haus und Garten“ war der neu entwickelte Hoesch-Bungalow zu sehen



19.5.-29.5.: Paris

Die internationale Kunststoff-Fachmesse „Europlastique“, die jedes Jahr in einer anderen europäischen Großstadt veranstaltet wird, fand 1962 in Paris statt. In einem zweigeschossigen Stand, der den zur Verfügung stehenden Raum besonders gut ausnutzte, machte Hoesch mit den vielfältigen Anwendungsbereichen von PLATAL bekannt



1.6.-8.6.: Mailand

Da durch Hoesch-Italiana gute Beziehungen zum italienischen Markt bestehen, besuchte Hoesch die „Ipack - Ima“, Internationale Ausstellung für Verpackungsmaterial und -maschinen in Mailand, mit unseren Erzeugnissen für die Verpackungsindustrie, zu denen Verpackungsblech, Weißblech, Feinstblech, Verpackungstahlbänder, Stahldrähte und auch PLATAL gehören



2.6.-1.7.: Essen

Träger der ersten Deutschen Bauausstellung „Deubau“ war die Arbeitsgemeinschaft der deutschen Bauzentren. Auf dieser wichtigen Schau stellten wir TEKTAL besonders heraus. Ein Schmiedag-Stahlrohrgerüst mit dem Hoesch-Zeichen an der Spitze, PLATAL, Profile und Selbstbauprofile, Rohre und die Schmiedag-Kleinraupe rundeten unser Ausstellungsprogramm in Essen ab



10.6.-24.6.: Posen

In Posen findet alljährlich eine der wichtigsten Ostmessen statt. Schon seit Jahren sind wir mit unserem Stand wie fast alle anderen großen deutschen Stahlerzeuger in der Halle der Bundesrepublik vertreten. Die ausgestellten Erzeugnisse bieten einen Querschnitt durch die gesamte Hoesch-Fertigung



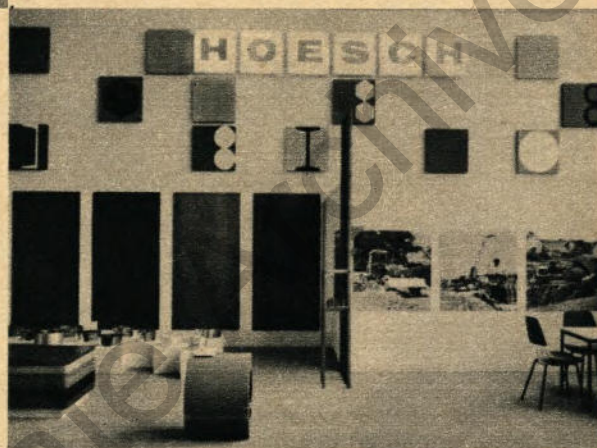
24. 8.- 9. 9.: Dortmund

Der Sonderschau „Fertigbau“ im Dortmunder Westfalenpark galt der Besuch vieler Eigenheiminteressenten aus der gesamten Bundesrepublik und sogar aus dem Ausland. Unser Bild zeigt das TEKTAL-Dach, überragt vom Dortmunder Fernsehturm mit dem Hoesch-Zeichen. Viel Aufmerksamkeit fand bei dieser Ausstellung auch PLATAL und der Hoesch-Bungalow, der im Modell zu sehen war



8. 9.- 23. 9.: Zagreb

Die Abbildung gibt einen Ausschnitt unseres Standes wieder, wie er auf der „Internationalen Herbstmesse“ in Zagreb, der zweitgrößten Stadt Jugoslawiens, zu sehen war. Hoesch hat diese traditionsreiche Messe 1962 zum erstenmal beschickt



9. 9.- 24. 9.: Brunn

Wie die Zagreber Messe gewinnt auch die „Internationale Mustermesse“ in Brunn (Tschechoslowakei) immer mehr Bedeutung, auf der wir zahlreiche interessierte Besucher über die Vielfalt der Hoesch-Erzeugnisse unterrichten konnten



22. 9.- 7. 10.: Berlin

Die vielseitigen Anwendungsmöglichkeiten des Stahls veranschaulichte auf der „Deutschen Industrieausstellung“ in Berlin der Gemeinschaftsstand der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie. Auch Hoesch hat zur Ausstattung dieses Gemeinschaftsstandes mit einer Reihe seiner Erzeugnisse beigetragen



29. 9.- 5. 10.: Stockholm

In diesem Jahr fand die „Technische Messe“ in Stockholm zum erstenmal unabhängig von der St.-Eriks-Messe statt. Neben anderen Hoesch-Erzeugnissen waren auf unserem Stand insbesondere Fahrzeugfedern und Stoßdämpfer der Walzwerke Hohenlimburg zu sehen. Am Eröffnungstag besuchte Prinz Bertil, der Bruder des schwedischen Königs, den Hoesch-Stand (unser Foto)



„Deutsche Eisenhütten müssen zusammenarbeiten!“



Eisenhüttentag 1962

5000 Teilnehmer, darunter zahlreiche Gäste des Staates, der Wissenschaft, der Technik und Wirtschaft aus der Bundesrepublik und aus 19 europäischen und außereuropäischen Ländern waren zum Eisenhüttentag gekommen, der am 8. und 9. November in Düsseldorf stattfand. Der Verein Deutscher Eisenhüttenleute, der jetzt 10500 Mitglieder zählt, hatte auch in diesem Jahr die Aufgabe der Tagung zweigeteilt: einen Überblick zu geben über die Lage und die Entwicklung der Eisen- und Stahlindustrie in der Gesamtwirtschaft und wissenschaftliche Erkenntnisse für den technischen Fortschritt auszutauschen.

Im Mittelpunkt der Hauptsitzung stand der Vortrag von Hüttdirektor Dr.-Ing. Alfred Michel, Duisburg-Hamborn, zum Thema „Wandlungen in der Eisen- und Stahlindustrie“. Er nannte drei Ursachen für die strukturelle Wandlung im letzten Jahrzehnt:

1. Die Vergrößerung der Wirtschaftsräume,
2. die Neuorientierung in der Rohstoffversorgung und
3. die Beschleunigung des technischen Fortschritts.

Der Gemeinsame Markt für Kohle und Stahl habe, so sagte Dr. Michel, die nationale Enge überwunden. Größere Wirtschaftsräume brächten die Vorteile moderner Massenproduktion mit großen Produktionseinheiten, gleichzeitig werde aber auch das Stahlangebot erhöht und der Wettbewerb verschärft. Um die Herstellungskosten von Eisen und Stahl senken zu können, müßten die Hüttenwerke schon bei der Erzversorgung aus Übersee stärker zusammen-

▲ Die Hauptsitzung des zweiten Tages fand in der Düsseldorfer Kongreßhalle statt. In der ersten Sitzreihe fanden Platz (von links nach rechts): Präsident M. A. Fiennes, London, Sir Charles Goodeve, London; Roger Reynaud, Mitglied der Hohen Behörde; Dr. Hans-Günther Sohl, Vorsitzender der Wirtschaftsvereinigung der Eisen- und Stahlindustrie; Dr. Fritz Hellwig, Mitglied der Hohen Behörde; Dr. Willy Ochel vom Vorstand der Hoesch AG, Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute; Peter Müller, Oberbürgermeister von Düsseldorf; Dr. Hermann Reusch, Bergassessor a. D.; Präsident Dr. Georges Delbart, Paris, und Staatssekretär Dr. Ludger Westrick, Bonn

arbeiten. Aus Kostengründen bestünde zum Beispiel der gemeinsame Wunsch, größere Erzschiffe zu bauen. Auch die Frachtkosten bei der Rheinschifffahrt könnten durch den Ausbau der Schubschifffahrt noch um zwanzig v. H. gesenkt werden.

Der „Standortvorteil Kohle“, so sagte Dr. Michel, der einmal für den Bau der Hüttenwerke an der Ruhr entscheidend war, habe heute keine Gültigkeit mehr. Bei allem Verständnis für die schwierige Lage des deutschen Steinkohlenbergbaues sei es nötig, daß sich die Ruhrkohle in ihren Preisen den ausländischen Brennstoffen anpasse, wenn die Energiebilanz der Hütten nicht weiterhin passiv bleiben solle.

„Wir bleiben wettbewerbsfähig!“

Die Hüttenwerke an der Ruhr seien jedoch nach wie vor wettbewerbsfähig gegenüber den modernen Hüttenwerken an der Küste, betonte Dr. Michel. Um die Kapazitäten nutzen zu können, müßten die einzelnen Werke ihre Programme aufeinander abstimmen, um Anlagen gemeinsam und damit rentabler zu betreiben.

„Die Wettbewerbsfähigkeit unserer Stahlindustrie“, so sagte Dr. Michel abschließend, „kann nicht allein durch technische und organisatorische Maßnahmen gesichert werden, entscheidend bleiben Fleiß und Tüchtigkeit der Menschen, die in den Werken arbeiten. Die

Verkürzung der Arbeitszeit hat jedoch die Grenze des wirtschaftlich Tragbaren erreicht. Jede weitere Lohnerhöhung oder Arbeitszeitverkürzung, die über die internationale Entwicklung hinausgeht, muß die Marktstellung schwächen und damit zu einer Minderung der Beschäftigung führen.“

Härtere internationale Konkurrenz

„Immer dann, wenn die Stahlerzeugung einmal zurückgeht, sind die Diskussionen in der Öffentlichkeit um die Tätigkeit der Hüttenwerke viel lebendiger, als wenn von einer Zunahme berichtet werden kann. So beschäftigten sich auch die Meinungen in diesem Jahre, das uns gegenüber 1960 einen Abfall von 34,1 Millionen Tonnen auf 33 Millionen Tonnen Rohstahl, das heißt um drei v. H., bringen wird, sehr eingehend mit unseren Unternehmungen, und schon schleicht sich in manchen Kommentar das gefühlsbetonte Wort vom ‚Unbehagen‘ ein, das durch die bisherigen Tatsachen keineswegs gerechtfertigt ist.“

Mit diesen Worten wandte sich Professor Dr.-Ing. Hermann Schenck, der Vorsitzende des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, der Bewegung der Erzeugungskurven zu, die nach seiner Meinung nach dem Ende des Krieges einen durchaus befriedigenden Verlauf gezeigt hätten. Er sehe daher auch keinen Grund dafür, ein weiteres angemessenes Wachstum zu bezweifeln.

Mit wachsender Stärke zeige sich international eine Konkurrenz, „die sich mit uns in den Kuchen des konsumierbaren Stahls teilen will“. Bezogen auf jeden Einwohner der Erde habe der Stahlverbrauch seit 1950 jährlich nicht ganz um vier Kilogramm zugenommen. Selbst wenn man optimistisch einen Zuwachs von jeweils fünf Kilogramm in der Zukunft annehme, werde in den nächsten zehn Jahren der Stahlbedarf um höchstens zwanzig Millionen Tonnen steigen.

Um für die westdeutsche Stahlindustrie eine „möglichst dicke Kuchenscheibe“ und damit vor allem die Beständigkeit der Arbeitsplätze zu sichern, müßten vor allem die Herstellungskosten gesenkt werden. Das bedeute Verbilligung der Erztransporte durch größere Schiffe, Konzentration auf größere Stahl- und Walzwerkseinheiten und technische Rationalisierung, die aber nicht unbedingt eine höhere Produktion nach sich ziehen müsse, denn die Absatzlage werde dadurch nicht erleichtert.

Ehrungen über Grenzen hinweg

Dem geschäftsführenden Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Dr.-Ing. Kurt Thomas, der in der Mitgliederversammlung bei seinem Bericht aus der Arbeit des Vereins über die Förderung der Forschungs- und Entwicklungsarbeit gesprochen hatte, wurde auf diesem Eisenhüttentag eine besondere Ehrung zuteil: der Präsident des weltbekannten Iron and Steel Institute, London, M. A. Fiennes überreichte ihm die Ernennungsurkunde zum Ehrenmitglied des Iron and Steel Institute. Mr. M. A. Fiennes wurde zum Ehrenmitglied des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute ernannt. Der Vorsitzende, Prof. Hermann Schenck, überreichte außerdem Sir Charles Goodeve die Carl-Lueg-Denk Münze.

Der Mensch bleibt Mittelpunkt

Auf dem Eisenhüttentag ist es zu einer erfreulichen Tradition geworden, nicht nur über Technik und Kosten zu sprechen, sondern auch über den arbeitenden Menschen und seine Lebens-

bedingungen. In diesem Jahr sprach Prof. Dr. med. habil. Dr. phil. nat. E.-G. Schenck, Starnberg, zum Thema „Lebenslauf, Umwelt und Leistungsfähigkeit des Menschen“.

In seinen mit vielen wissenschaftlichen Forschungsergebnissen durchsetzten Ausführungen behandelte Prof. Schenck die Frage, inwieweit die industrielle Umwelt den Lebensablauf des einzelnen und großer Volksteile in gutem oder schlechtem Sinne beeinflußt. Bei der Betrachtung der Umweltfaktoren wandte er sich besonders der Ernährung zu und gab ein Bild von sogenannten Zivilisationskrankheiten, denen zu begegnen die Ernährungswissenschaft schon jedem einzelnen manchen Hinweis habe geben können.

Eindringlich beschäftigte sich Prof. Schenck auch mit den alternden Menschen. Durch die Hilfe der medizinischen Wissenschaft und die damit erreichte längere Lebensdauer werde ihre Zahl immer größer. Unsere Aufgabe bestünde darin, zu verhindern, daß der alte Mensch nicht vereinsame und daran zugrunde gehe. Der Arzt könne nur in Einzelfällen helfen, wir alle aber, Medizin, Betriebe und Kommunen, müßten mehr Wege finden, die nicht mehr arbeitsfähigen Mitmenschen bis zu ihrem Lebensende in die Gemeinschaft einzugliedern.

Aufschlußreiche Fachvorträge

1. Entschwefelung von Roheisen

Elf Hoesch-Mitarbeiter arbeiteten auf dem diesjährigen Eisenhüttentag in den Vorständen der Fachgruppen mit oder hielten drei der insgesamt dreizehn Fachvorträge. So hatte Dr.-Ing. Georg Henke, Betriebsdirektor der Stahlwerke der Westfalenhütte, den Vorsitz in der Gruppe aus dem metallurgischen Gebiet. Zur Arbeitsgemeinschaft „Entschwefelung von Roheisen mit Feinkalk außerhalb des Hochofens“ gehörten der Betriebschef der Versuchsbetriebe Dr.-Ing. Wilhelm vor dem Esche, Abteilungsleiter Dr. Franz-Josef Kopineck, Betriebsdirektor Wilhelm Wolf, Dipl.-Physiker Manfred Hauke und als Berichterstatter Betriebsdirektor Dipl.-Ing. Helmut Wysocki.

Er beschrieb das in Dortmund entwickelte Verfahren für die Entschwefelung von Roheisen mit Feinkalk in der Abstichpfanne. Das Verfahren ist bei der Thomas- wie bei der Stahlorheisenerzeugung betriebstechnisch brauchbar und wirtschaftlich von Vorteil. Um die Wirtschaftlichkeit nachzuweisen, wurde ein Hochofenversuch durchgeführt, bei dem Stahlorheisen mit hohem Schwefelgehalt unter einer Schlacke mit niedrigem Basengehalt erschmolzen wurde. Dabei stieg die Hochofenleistung bei sonst gleichen Bedingungen um elf v.H., der Koksverbrauch je Tonne Roheisen verminderte sich um acht v.H.

2. Stickstoffgehalt des Stahls

In der Gruppe „Aus dem Werkstoffgebiet“ führten der Leiter der Versuchsbetriebe der Westfalenhütte, Dr.-Ing. Hubert Hoff, und der Direktor der Hohenlimburger Walzwerke Dr.-Ing. Heinz Höhle, den Vorsitz. Dr. Hoff berichtete über „Die Bedeutung des Stickstoffs für unlegierte Baustähle“.

Er ging davon aus, daß seit hundert Jahren die Frage gestellt werde, welchen Einfluß der Stickstoff auf die Qualität von Thomas- und Siemens-Martin-Stahl hat. Sodann schilderte er, mit welchem Erfolg vor dreißig Jahren die Bemühungen einsetzten, den Stickstoffgehalt des Thomasstahls zu verringern. Diese Anstrengungen hatten Erfolg, nachdem ein Verfahren gefunden war, das die Gewinnung reinen Sauerstoffs aus der Luft ganz erheblich verbilligte und damit die Großanwendung des Sauerstoffs zur Stahlherstellung ermöglichte. Heute gebe es verschiedene Verfahren, um Stahl mit günstigem Stickstoffgehalt zu erzeugen. Aus der Tatsache, daß der Stickstoffgehalt wesentlich sei bei den Gütevorschriften über allgemeine Baustähle und Stähle für Tiefziehzwecke wurden diese

Folgerungen gezogen: „Es ist gerechtfertigt, wenn man in Lieferbedingungen für unlegierte Stähle, bei denen es auf Eignung zur Kaltverformung und zum Schweißen, auf Sprödbrechungsunempfindlichkeit, vor allem in der Kälte, ankommt, zur Einteilung der Gütegruppen neben den anderen Prüfwerten auch den Stickstoffgehalt heranzieht.“

3. Neue Verbundstoffe

Von den Trierer Walzwerken berichteten Dipl.-Ing. Martin Reimann, alleiniges Vorstandsmitglied der Trierer Walzwerke AG, Prokurist Werner Sieckmann und Ing. Fritz Schabio über die „Herstellung, Eigenschaften und Prüfung von kunststoffbeschichtetem Stahlband“.

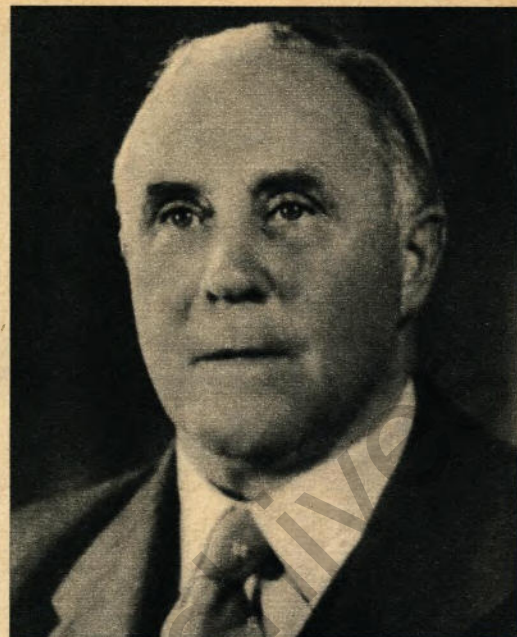
Werner Sieckmann referierte über den Aufbau und die Arbeitsweise unserer kontinuierlich arbeitenden Kunststoffbeschichtungsanlage für Breitband und Bleche, in der das von uns entwickelte PLATAL entsteht. Er beschrieb, nach welchem Herstellungsverfahren der Kunststoffüberzug bei einer genügenden Härte noch eine ausreichende Elastizität behält, um die verschiedenen Bearbeitungen wie Schneiden, Stanzen, Biegen und Tiefziehen zuzulassen. Eine besondere Bedeutung unter den verschiedenen Eigenschaften von PLATAL bestehe darin, daß es korrosions- und witterungsbeständig ist. Sieckmann berichtete über die umfangreichen Versuche, in denen die Bedingungen ermittelt wurden, die eine gute Beständigkeit vielfältigen Einwirkungen gegenüber sicherstellen. Der Vortragende erläuterte abschließend einige Beispiele aus der Vielzahl der Anwendungsmöglichkeiten des neuen Verbundstoffes.

Stahl im neuen Gewand

Ausstellung im Walzstahlhaus

Am Tage vor Beginn des Eisenhüttentages wurde bei der Beratungsstelle für Stahlverwendung Düsseldorf eine Ausstellung über kunststoffbeschichtetes Stahlblech eröffnet. Bei der Zusammenstellung und Ausstattung hat die Hoesch AG die Beratungsstelle wesentlich unterstützt. In der Ausstellung, die im Walzstahlhaus in der Kasernenstraße noch etwa ein halbes Jahr geöffnet bleibt, werden von PLATAL aus der Vielzahl der Verwendungsmöglichkeiten zahlreiche Fertigteile und Verarbeitungsmuster gezeigt. Außerdem gibt eine Dia-Reihe dem Besucher weitere Anwendungsbeispiele. Neben dem neuen Verbundstoff von Hoesch ist eine andere Firma mit einem kunststoffbeschichteten Stahlblech vertreten. Der Ausstellungsraum, dessen Decke mit der aus PLATAL bestehenden Kassettendecke ausgelegt ist, kann schon von der Straße her durch eine Schaufensterfront eingesehen werden. Die Ausstellung fand schon bei der Eröffnung und während des Eisenhüttentages reges Interesse.

▼ Unser Bild zeigt einen Blick in den Ausstellungsraum mit Verwendungsbeispielen von PLATAL. Wir werden über die Ausstellung noch ausführlich berichten



Walter Springorum zum 70. Geburtstag

Walter Springorum, der dem Aufsichtsrat der Hoesch AG seit 1938 angehört, ist vor wenigen Wochen 70 Jahre alt geworden. In einer durch Krieg, Zusammenbruch und Wiederaufbau gekennzeichneten Zeit hat er sich seit 24 Jahren mit Rat und Tat den Hoesch-Werken zur Verfügung gestellt.

Walter Springorum wurde am 17. Oktober 1892 in Dortmund geboren. Das Geburtshaus – sein Vater Friedrich Springorum war damals gerade ein Jahr lang technischer Direktor des Eisen- und Stahlwerks Hoesch – stand an der Stelle des heutigen Verwaltungsgebäudes in der Eberhardstraße.

1911 begann Walter Springorum, Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. Mit Ausbruch des ersten Weltkrieges mußte er das Studium vier Jahre lang unterbrechen. 1921 legte er das Staatsexamen ab und ging als Assessor zum Regierungspräsidenten nach Düsseldorf. 1925 wurde er Regierungsrat im pommerischen Köslin und 1931 Landrat in Bütow.

Nach dreijähriger Tätigkeit im Reichsministerium des Innern wurde er 1939 zum Regierungspräsidenten in Kattowitz ernannt. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges geriet Walter Springorum in tschechoslowakische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst 1946 entlassen wurde.

Walter Springorum ist einer der drei Männer aus der Familie Springorum, die hervorragend zur Bedeutung von Hoesch beigetragen hat. Sein Vater Friedrich Springorum – bereits als 33jähriger technischer Direktor bei Hoesch – hat von 1905 an als Generaldirektor und nach 1920 als Aufsichtsratsvorsitzender die Entwicklung vom Stahlwerk zum bedeutenden Verbundunternehmen entscheidend vorangetrieben. Sein Bruder Fritz Springorum hat Hoesch als Vorstandsvorsitzender von 1925 an zwölf Jahre lang mit Umsicht und Tatkraft geleitet.

Walter Springorum selbst hat nun schon seit einem Vierteljahrhundert seinen besonnenen Rat nie versagt, wenn es um das Wohl der Hoesch-Werke ging. Mit dem Dank für seine immer bewiesene Anhänglichkeit an das Unternehmen verbinden wir unsere herzlichen Glückwünsche und hoffen, daß sein mit reicher Erfahrung gepaartes Können und sein aufgeschlossenes soziales Verständnis uns noch viele Jahre erhalten bleiben mögen.

6. Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes



Gemeinsam zu neuen Zielen

Von Ludwig Rosenberg

Nach dem Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes baten wir den neugewählten Vorsitzenden Ludwig Rosenberg, für WERK UND WIR Gedanken über die künftige Arbeit und die Ziele des Gewerkschaftsbundes niederzulegen. Ludwig Rosenberg entsprach der Bitte und stellte uns folgenden Beitrag zur Verfügung:

Der 6. Ordentliche Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes, das „Parlament der Arbeit“, liegt hinter uns. Die Tage, an denen sich die 423 Delegierten der Arbeiter, Angestellten und Beamten der sechzehn im Deutschen Gewerkschaftsbund vereinten Gewerkschaften und Industrie-Gewerkschaften in Hannover zusammenfanden, sind vorüber. Nach heißen Diskussionen sind sie alle an ihre Arbeitsplätze zurückgekehrt.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Gewerkschaften der Bundesrepublik hat begonnen – ohne vieles Aufsehen und ohne besondere hervorstechende Ereignisse. Wie immer hat sich alles im Lichte der Scheinwerfer der Film- und Fernsehanstalten abgespielt, nichts blieb dem Auge und dem Ohr der Öffentlichkeit verborgen, Hunderte von Gästen und Journalisten aus allen Teilen der Welt waren dabei.

Ringen um den besten Weg

Eine demokratische Organisation – die größte der Bundesrepublik – bestimmte Weg und Ziel ihrer zukünftigen Arbeit. Ohne Scheu zeigte

sie, daß es in manchen entscheidenden Fragen Meinungsverschiedenheiten unter den Vertretern von 6½ Millionen Arbeitern, Angestellten und Beamten gibt. In aller Offenheit wurden diese Meinungsverschiedenheiten ausgetragen, und in demokratischer Loyalität fügte sich die Minderheit den Beschlüssen der Mehrheit. Wer in dieser Auseinandersetzung seine Meinung durchzusetzen vermochte, brach nicht in törichtes Siegesgeheul aus – wer in der Minderheit blieb, empfand das nicht als schmähsch oder als Niederlage. Praktische Demokratie, an sich selbst geübt, zeigte die Reife und die Kraft einer großen Organisation, die es nicht nötig hat, eine uniforme Meinung zu demonstrieren, um ihre innere Schwäche zu verdecken.

Vielleicht ist nur den Wenigsten bewußt, was das bedeutet. Sicherlich ist nur wenigen gegenwärtig, welch ein Unterschied sich hier offenbart zwischen dem, was in Hannover und anderswo bei uns als selbstverständlich täglich geschieht – und was jenseits der Schandmauer unvorstellbar ist, in dem Gebilde, das sich hochtrabend doppelt bescheinigen möchte, daß es „Republik“ und „demokratisch“ ist. Eine Republik, die nicht demokratisch ist, ist keine, denn Republik = res publica ist nur denkbar, wenn das Volk tatsächlich entscheidet, und das gibt es nur in der Demokratie. Aber das, was sich hochtrabend DDR nennt, kennt nur die monotone Einstimmigkeit, die bis zur Langeweile getriebenen Monologe, die man Diskussion nennt – die Uniformierung der Meinung und Gesinnung. Da gibt es alles das nicht, was einen Kongreß demokratischer Organisationen überhaupt erst sinnvoll macht: den Kampf um die Entscheidung, das Ringen um den besten Weg, die offene, freie Aussprache.

Man sollte sich immer wieder dessen erinnern, um zu verstehen, daß es trotz aller Mängel unserer Demokratie sehr vieles und sehr viel Entscheidendes gibt, das wert ist, erhalten, erweitert und verteidigt zu werden.

Als am 22. Oktober in Hannover der 6. Bundeskongreß des Deutschen Gewerkschaftsbundes eröffnet wurde, waren fast auf den Tag genau dreizehn Jahre vergangen, seit Hans Böckler im festlich geschmückten Saal des Deutschen Museums in München die Vorsitzenden der einzelnen Industrie-Gewerkschaften aufgerufen hatte, die Verfassungsurkunde des DGB zu unterzeichnen. Über dem Auftakt des diesjährigen Kongresses lagen innerpolitische Spannungen: In den Auseinandersetzungen um Preise und Löhne hatten die Arbeitgeberverbände erneut erklärt, die Wettbewerbsverhältnisse auf dem internationalen Markt erlaubten es nicht, weitere Lohnforderungen zu erfüllen. Diese Schatten aber verblaßten vor den dunklen Wolken, die während des „Parlaments der Arbeit“ am Himmel der internationalen Politik heraufzogen. Nach dem bewaffneten Konflikt zwischen Indien und China kam es zu der schweren Krise um Kuba, die die gesamte Welt in Atem hielt. Das veranlaßte auch den Kongreß, sich an alle verantwortlichen Staatsmänner der Welt mit einem Appell zu wenden, kein Mittel unversucht zu lassen, die Auseinandersetzung auf friedlichem Wege zu lösen.

Trotz des Ernstes der Stunde und trotz der Sorge, die jeden erfüllte, wurde auf dem Kongreß ein großes Arbeitsprogramm abgewickelt. In seiner Begrüßungsrede sagte der DGB-Vorsitzende Willi Richter: „Wir dürfen mit Genugtuung feststellen, daß wir durch unsere Arbeit

Und noch etwas zeigte dieser Kongreß: er zeigte die Stärke einer Organisation, die unabhängig von Regierung, Parlament und Parteien ihren Weg im Rahmen unserer freien Verfassung selbst bestimmt, die nicht danach fragt, ob sie dieser oder jener Partei gefällt, dieser Regierung oder jener Gruppe dienstbar oder hörig ist – sondern die selbst und völlig unabhängig ihre Beschlüsse faßt. Und die stark genug ist, durch Meinungsverschiedenheiten und freimütig öffentliche Diskussion niemals Gefahr zu laufen, ihren Bestand zu gefährden. Denn nur wer stark ist und im Grundsätzlichen einig, kann es sich leisten, offen solche Auseinandersetzungen zuzulassen. Das gibt es nicht, wo erzwungene Einstimmigkeit jede wirkliche Diskussion im Keim ersticken muß und an die Stelle der Argumente der Terror tritt.

Stärke verpflichtet

Diese wesentlichen Merkmale des Kongresses in Hannover geben uns die Verpflichtung, diese Stärke der Gemeinsamkeit im Ziel mehr als bisher im täglichen Tun wirksam werden zu lassen. Es genügt nicht, Beschlüsse zu fassen, sich Aufgaben zu stellen und Pläne zu entwickeln. Ihre Verwirklichung allein kann Gegenwart und Zukunft beeinflussen. Dazu gehört weit mehr als die Arbeit jener, die ihr ganzes Leben und ihre ganze Arbeitskraft in den Dienst der gewerkschaftlichen Anliegen gestellt haben. Wenn auch die Qualität ganz gewiß mehr Bedeutung hat als die Quantität, so ist doch in einer demokratischen Gesellschaft auch entscheidend, wer und wie viele bereit sind, für diese Ziele einzutreten und dafür aktiv zu wirken. Die Gewerkschafter als Repräsentanten der Arbeitnehmerschaft können nur dann in der Öffentlichkeit wirksam sein, wenn sie den überwiegenden Teil der Arbeitnehmer zu gemeinsamem Tun zusammenschließen.

Wer nicht will, daß Zwang und Eintönigkeit an die Stelle von Überzeugungskraft und freiwilliger Mitarbeit treten, der muß für seine Ideen

in den letzten Jahren große Erfolge für die deutschen Arbeitnehmer und ihre Familien erzielen konnten. Unsere Anstrengungen haben sich gelohnt."

Willi Richter forderte für die Zukunft eine fortschrittliche Sozialgesetzgebung und bat den anwesenden Bundeskanzler, sich für eine Lösung der Reform der Krankenversicherung einzusetzen, die den Arbeitern im Krankheitsfall die volle Lohnfortzahlung gewährt und sie den Angestellten gleichstellt. Der DGB hoffe, daß die Bundesregierung ihre Versprechen, die sie im Rahmen des sogenannten Sozialpaketes gegeben habe, auch einhalten werde. Bundeskanzler Dr. Adenauer sagte: „Kein Mensch in der Bundesregierung denkt daran, den Gewerkschaften ein ihnen im Grundgesetz gegebenes Recht zu nehmen."

Auch der geschäftsführende Vorsitzende der CDU Josef-Hermann Dufhues versicherte, man denke nicht daran, die Tarifhoheit der Sozialpartner anzutasten. Für einen strafrechtlichen Schutz der Koalitionsfreiheit setzte sich als Sprecher der FDP der niedersächsische Justizminister Dr. Arvid von Nottbeck ein. Der Vorsitzende der SPD Erich Ollenhauer bestätigte den Gewerkschaften, stets Verantwortungsbewußtsein gezeigt zu haben.

Willi Richter gab Rechenschaft

Im Mittelpunkt des Geschäftsberichtes von Willi Richter, dem ausscheidenden DGB-Vor-

sitzenden, stand die Feststellung, daß eine grundsätzliche Änderung des Aufbaues und der Aufgabenverteilung der Gewerkschaften und des DGB nicht beabsichtigt sei. Die Gewerkschaften würden ihre volle Autonomie behalten. Der stellvertretende Vorsitzende Bernhard Tacke wies auf die beachtlichen tarifpolitischen Erfolge der Gewerkschaften hin.

Mit welcher Sorge die gewählten Vertreter von 6,5 Millionen Arbeitnehmern in der Bundesrepublik die Pläne der Bundesregierung über Notstands- und Zivildienstgesetze verfolgen, kam bei den langen und zum Teil stürmischen Diskussionen über dieses Thema zum Ausdruck.

Neuer Vorsitzender: Ludwig Rosenberg

Zu einem der Höhepunkte des Kongresses zählte zweifellos die Wahl des neuen Bundesvorstandes. Für Willi Richter, der die Altersgrenze überschritten hat, und daher nicht mehr kandidierte, wurde Ludwig Rosenberg mit 373 von 411 Stimmen zum neuen Vorsitzenden gewählt. Er und zahlreiche Sprecher verabschiedeten den ausscheidenden Vorsitzenden Willi Richter mit herzlichen Worten des Dankes für die wertvolle Arbeit, die er für die gemeinsame Sache geleistet habe.

In seiner ersten Pressekonferenz nach der Wahl wandte sich Ludwig Rosenberg in einer scharfen Erklärung gegen eine „neue Hetzpropaganda“, in der die Gewerkschaften für

die hohen Preise verantwortlich gemacht würden und mit der eine gefährliche Inflationsfurcht erzeugt werde. Weiter erklärte Rosenberg, die Gewerkschaften seien leidenschaftlich darum besorgt, daß die Bundesrepublik ein demokratischer Staat bleibt und die Freiheit der Meinungsäußerung geachtet und geschätzt wird.

Wichtige Entschlüsse

Der Kongreß behandelte auch eingehend die Veränderung in unserer Arbeitswelt, wie sie beispielsweise durch das Anwachsen der Zahl der Angestellten deutlich würden. Er verabschiedete daher neue Leitsätze zur Angestelltenpolitik des DGB und seiner Gewerkschaften. In einer anderen Erklärung wurde der Wille bekräftigt, die Tarifautonomie mit allen Mitteln und unter allen Umständen zu verteidigen. Der erfolgreichen Politik des DGB sei es zu verdanken, so wurde festgestellt, daß die Rechtsstellung der Beamten ständig verbessert worden ist. Um keinen Stillstand eintreten zu lassen, beschloß der Kongreß das zweite beamtenpolitische Programm des DGB, das der sozialen und gesellschaftlichen Entwicklung Rechnung tragen soll. Das Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Jugend kam zum Ausdruck, als der Kongreß feststellte, daß die Arbeitsschutzbestimmungen für Jugendliche noch ungenügend seien und das Jugendsozialprogramm vordringliche Maßnahmen verlange.

werben. Der kann nicht warten, ob und wann vielleicht einmal sein gutes Beispiel zur Nachahmung anregt. Er muß um jeden Schicksalskameraden ringen, ihn überzeugen, ihn gewinnen und weder Mühe noch Zeit scheuen, diese seine Organisation, den Träger seiner Ideen, stärker, mächtiger und überzeugender zu machen.

Wo man in Kadavergehorsam nur dem Befehl von oben folgt – geschieht nur das, was von oben befohlen wird. Wo man selbst in einer demokratischen Organisation und durch sie sein Schicksal in die Hand nehmen will, muß man selbst etwas dazu tun, daß diese Organisation die Kraft hat, wirksam zu werden.

Um das gemeinsame Schicksal

Wir haben in Hannover manche Pläne entworfen. Wir Deutsche und unter ihnen gerade die Gewerkschafter werden noch vieles zu tun haben, um diese Bundesrepublik wirklich zu einem sozialen und wahrhaft demokratischen Staat zu entwickeln. Wir haben noch vieles zu tun, um die Mitbestimmung in der ganzen Wirtschaft, die gesellschaftliche Gleichberechtigung aller Arbeitnehmer, die wirtschaftliche und soziale Sicherheit und die kulturelle und rechtliche Gleichstellung zu verwirklichen. Die verfassungsmäßigen Voraussetzungen dafür sind in der Demokratie und im Grundgesetz gegeben.

Nutzen kann sie nur, wer stark genug ist, im Spiel der demokratischen Kräfte sich durchzusetzen. Stark genug ist nur der, der auch zahlenmäßig seine Kraft unter Beweis stellen kann. Es ist ziemlich sinnlos, sich über den Einfluß mächtiger anderer Gruppen zu beklagen, wenn man nicht bereit ist, alles zu tun, um die Voraussetzungen zu schaffen, die Möglichkeiten der Stärkung seines eigenen Einflusses voll zu nutzen.

Wer hier nur seine eigene Organisation, seine Gewerkschaft, seinen Betrieb sieht, verkennet die Bedeutung des Ganzen. Wer nicht erkennt, daß seine Gewerkschaft, so mächtig sie auch

sein mag, sein Betrieb, so wichtig er auch sein mag – daß alles das nur ein Teil und nicht mehr als ein Teil des Ganzen ist – verzichtet darauf, das Ganze zu gestalten – er bleibt der Maulwurfsperspektive verhaftet, die über ihren Maulwurfshügel – und sei er noch so groß – nicht hinauszusehen vermag.

Vor noch größeren Aufgaben

Die Zeiten, denen wir entgegengehen, werden uns vor große Aufgaben stellen, die in jeder Beziehung schwieriger sein werden, als wir sie in den Zeiten eines totalen Aufbaus nach einer totalen Niederlage kannten. Widerstände, die es damals nicht gab, werden sich immer mehr bemerkbar und fühlbar machen. Wirtschaftliche Probleme, die man damals nicht kannte, werden zu überwinden sein, und die Auseinandersetzungen über Weg und Ziel der Wirtschafts- und Sozialpolitik werden härter werden.

In Hannover haben wir uns mit vielen dieser Fragen auseinandersetzen müssen – auf unserem außerordentlichen Bundeskongreß 1963 werden wir grundsätzlich Entscheidungen über Weg und Ziel zu treffen haben.

Wer diese Aufgaben lösen will, wer sie in einem demokratischen Volk und Staat lösen will, muß stark und einig sein. Er muß sich mit seinen Freunden zusammenfinden, denn allein kann er die Aufgaben nicht lösen. Er muß immer neue Freunde und Weggenossen gewinnen – denn je größer die Zahl, desto größer die Kraft. Es muß in allem, was er tut und sagt, in allem was er anstrebt, über dem Interesse seines eigenen Bereichs nicht das Ganze vergessen, den Blick für das Große, Umfassende nicht verlieren – sonst verliert er die Chance, das Kleine in seinem Bereich zu lösen.

Diese Aktivität nach innen und außen, diese erhöhte Bereitschaft und Bereitwilligkeit aller Gewerkschafter ist die erste und grundlegende Voraussetzung dafür, daß das, was wir in Hannover uns als Aufgabe stellten, verwirklicht werden kann.



Drei Jahre lang war der heute 59jährige Ludwig Rosenberg stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, bevor ihn der Bundeskongreß an die Spitze der Organisation und damit in ihr wichtigstes Amt berief. Von Stufe zu Stufe führte sein Weg in den Gewerkschaften bis hinauf zum 1. Vorsitzenden des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Als 25jähriger, im Jahre 1928, wurde er Gewerkschaftssekretär der Angestellten-Gewerkschaft in Krefeld. In gleicher Eigenschaft ging er dann nach Düsseldorf und nach Brandenburg/Havel. Von 1933 bis 1946 lebte er als Emigrant in England, war dort Lehrer bei der Arbeiterbildungsgesellschaft und arbeitete als kaufmännischer Angestellter und Journalist. 1946 kehrte er nach Deutschland zurück, wurde Sekretär beim Zonensekretariat der Gewerkschaften für die britische Besatzungszone und 1948 Sekretär des Gewerkschaftsbeirates für die drei Westzonen in Frankfurt. 1956 berief ihn der Deutsche Gewerkschaftsbund als Leiter der Hauptabteilung Wirtschaftspolitik nach Düsseldorf. 1959 wählten ihn die Delegierten des DGB zu einem der beiden stellvertretenden Vorsitzenden. Das Vertrauen, das der Bundeskongreß 1962 dem neuen Vorsitzenden durch die Wahl entgegenbrachte, wird ihm die schwere, aber auch große Aufgabe erleichtern.



BILD DES MONATS

Kaum zu glauben, aber es stimmt: So kann der Winter sogar in Dortmund aussehen, zumindest in der Hoesch-Erholungsanlage!

DER TANNEN BAUM

Ein Weihnachtsmärchen von Hans Christian Andersen

Draußen im Wald stand ein niedlicher, kleiner Tannenbaum.

Er hatte einen guten Platz. Die Sonnenstrahlen liebten ihn, und der Wind strich hart durch seine Zweige. Ringsumher wuchsen seine größeren Kameraden, Tannen und Fichten. Aber der kleine Tannenbaum achtete nicht auf seine Umgebung, er wollte nur wachsen und größer werden. Er dachte nicht an Sonne und Wind und kümmerte sich nicht um die Bauernkinder, die lachend und rufend umherstreiften, um Erdbeeren und Himbeeren zu sammeln. Oft setzten sie sich mit einem Topf voll roter Früchte neben ihn und sagten zueinander: „Wie reizend und klein er ist!“ Aber das mochte er gar nicht hören.

Im nächsten Jahr war der Baum schon um einen bedeutenden Ansatz größer und das Jahr darauf noch um einen.

„Ach, wenn ich doch so groß wie die andern Bäume wäre“, seufzte das kleine Bäumchen, „dann könnte ich meine Zweige weit ausbreiten und mit meinem Wipfel in die ferne Welt hinausblicken. Die Vögel würden dann ihre Nester in meinen Ästen bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich vornehm nicken wie die Tannen und Fichten.“

So hatte der Tännling keine Freude am Sonnenschein, an den fliegenden und singenden Vögeln und an den roten Wolken, die morgens und abends über ihn hinwegsegelten.

Als es Winter wurde und der Schnee weiß und glitzernd auf Wald und Flur lag, kam hin und wieder ein Hase gesprungen und setzte gerade über den Tännling hinweg. Wie ihn das ärgerte! Aber zwei Winter vergingen, und im dritten war das Bäumchen so groß, daß der Hase darum herumlaufen mußte. „Nur wachsen, wachsen, groß und alt werden: Das ist doch das einzig Schöne auf der Welt!“ dachte der Tännling bei sich.

Im Spätherbst kamen Holzhauer in den Wald und fällten die größeren Bäume. Das geschah jedes Jahr, und den jungen Tannenbaum, der nun schon recht in die Höhe geschossen war, schauderte es dabei, denn die großen, herrlichen Bäume fielen mit Krachen und Ächzen

auf den Waldboden nieder. Ihre Äste wurden abgehauen, ganz nackt, lang und schmerzhaft lagen die Stämme da und waren fast nicht mehr zu erkennen. Dann wurden sie auf ein Fuhrwerk gehoben, die Pferde zogen an und führten die langen Baumstämme in die Welt hinaus.

Wohin sollten sie? Was würde mit ihnen geschehen?

Als mit dem Frühling Storch und Schwalbe wiederkehrten, fragte der Tännling bei ihnen an: „Wißt ihr, wohin die großen Stämme geführt worden sind? Seid ihr ihnen begegnet?“ Die Schwalben wußten nichts, aber der Storch besann sich, nickte endlich mit dem Kopf und sagte: „Ja, ich glaube, ich weiß es. Viele neue Schiffe sind mir begegnet, als ich aus Ägypten gegen Norden flog. Auf den Schiffen waren gewaltige Mastbäume, und ich vermute, das waren die Tannen aus diesem Wald. Sie rochen nach Harz, und ich kann auch von ihnen grüßen, denn sie ragen stolz in die Luft.“

„Ach, wäre ich doch auch schon so groß, um

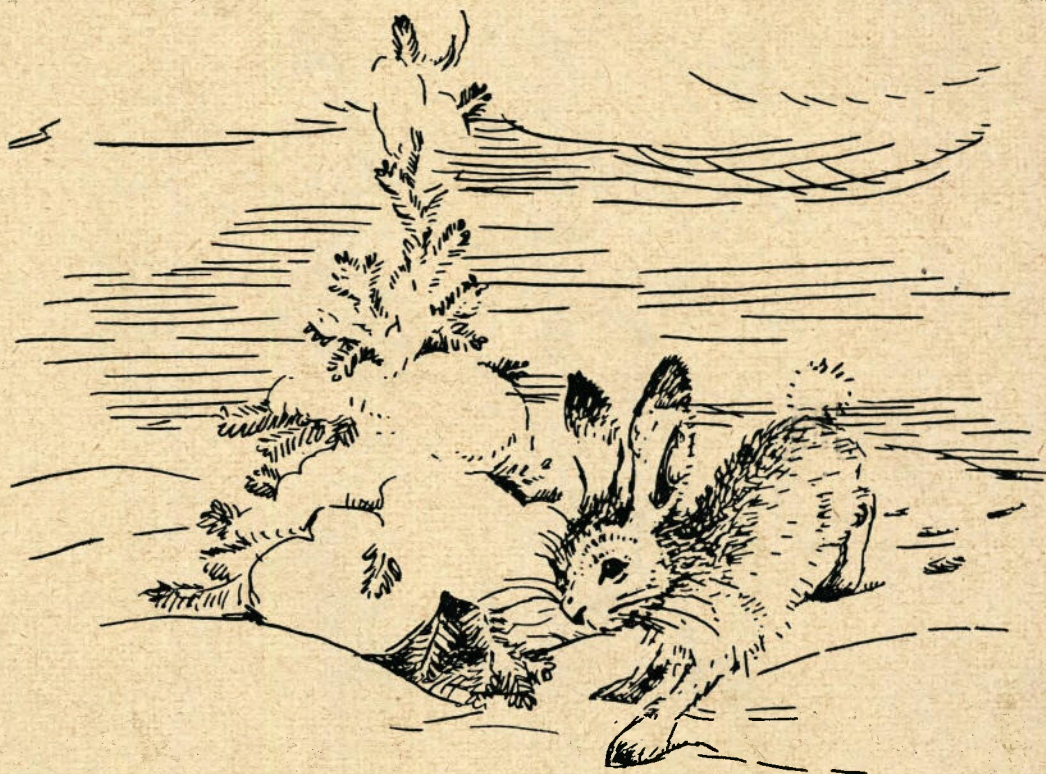
über das Meer fahren zu können! Doch was ist das eigentlich, dieses Meer, und wie sieht es denn aus?“

„Ja, das ist zu umständlich zu erklären“, meinte der Storch, und damit zog er von dannen.

„Freue dich deiner Jugend!“ sagten die Sonnenstrahlen zu dem kleinen Baum, „freue dich deines fröhlichen Wachstums, freue dich des frischen Lebens, das in dir ist!“ Und der Wind küßte den Tännling, und der Tau weinte seine Tränen über ihn, aber das verstand der Tannenbaum nicht.

Um die Weihnachtszeit wurden ganz junge Bäumchen gefällt, die nicht einmal gleich groß waren, aber doch nur ebenso alt wie der Tännling, der nicht Ruhe noch Rast hatte und immer fort wollte. Diese kleinen Bäume – es waren die allerschönsten – behielten ihre Äste. Sie wurden auf Wagen gelegt, und die Pferde führten sie aus dem Wald.

„Wohin sollen diese?“ fragte der Tännling,



„sie sind nicht größer als ich. Es war sogar einer darunter, der war noch kleiner. Warum haben sie diesmal alle Zweige behalten, wohin fahren sie nur?“

„Wir wissen es, wir wissen es!“ piepsten die Spatzen. „Unten in der Stadt haben wir in die Fenster geschaut. Wir wissen genau, wohin ihre Reise geht. Sie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit, die man sich nur denken kann. Sie werden mitten in der warmen Stube aufgepflanzt und mit den herrlichsten Sachen, vergoldeten Äpfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen hundert Lichtern geziert.“

„Und dann?“ fragte der Tannenbaum und bebte an allen Zweigen. „Und dann, was geschieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen. Aber es war wundervoll!“

„Ob es wohl auch mir beschieden ist, diesen strahlenden Weg zu gehen?“ jubelte das Bäumchen, „das ist noch viel schöner als über das fremde Meer zu fahren! Oh, wie ich mich sehne! Wäre es doch schon Weihnachten! Ich bin gewiß so groß und schön wie die anderen, die im vorigen Jahr ausgewählt wurden. Oh, wäre ich erst auf dem Wagen, oh, wäre ich in der warmen Stube mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit! Und dann? Dann muß noch etwas Besseres kommen, warum würden wir sonst so geschmückt? Es muß etwas noch Größeres und Herrlicheres geschehen. Aber was? Ach, ich leide, sterbe vor Sehnsucht, ich weiß nicht, wie mir ist.“

„Freue dich unser!“ raunten die Luft und der Sonnenschein, „freue dich deiner frischen Jugend und ihrer Freiheit!“

Aber der Tännling freute sich gar nicht. Er wuchs und wuchs. Winter und Sommer stand er im schönsten Grün da, und die Leute, die ihn sahen, lobten ihn alle: „Das ist ein schöner Baum!“

Weihnachten kam, und er wurde als erster gefällt. Die Axt hieb tief durch das Mark, und er sank mit einem Seufzer zu Boden. Ein wahnsinniger Schmerz durchzuckte ihn, so daß er in Ohnmacht fiel. An das Glück dachte er nicht mehr. Er fühlte betrübt, von der Heimat scheiden zu müssen, von dem Fleck Erde, wo er aufgewachsen war. Er spürte, daß er seine lieben alten Kameraden, die Büsche und die kleinen Blumen ringsumher nicht mehr sehen werde, ja vielleicht nicht einmal die Vögel. Diese Abreise war durchaus kein Vergnügen.

Der Baum kam erst wieder zu sich, als er in einem Hof mit den anderen Bäumen abgeladen wurde und einen Mann sagen hörte: „Dieser ist ganz prächtig! Den nehmen wir!“

Zwei Diener kamen in vollem Staat und trugen den Tannenbaum in einen weiten herrlichen Saal. An den Wänden hingen prachtvolle Bilder, und neben dem großen Kachelofen standen kostbare chinesische Vasen mit Löwen auf den Deckeln. Da waren Wiegestühle, seidene Ruhebetten, lange Tische mit Bilderbüchern für hundert mal hundert Taler. So behaupteten wenigstens die Kinder.

Der Tannenbaum wurde in ein mit Sand gefülltes Faß gestellt, doch konnte niemand sehen, daß es ein Faß war. Rundherum hatte man es grün verkleidet, und das Ganze wurde auf einen bunten Teppich gestellt. Oh, wie bebte der Baum! Und was würde jetzt kommen? Männer und Frauen erschienen und putzten ihn auf. Da und dorthin hängten sie kleine Netze aus buntem Papier. Jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt, vergoldete Äpfel und Nüsse hingen herab, als wären sie auf dem Baum gewachsen, und über hundert rote, blaue und weiße Lichtlein wurden auf die Zweige gesteckt. Kleine Puppen, ganz wie leibhaftige Menschen, wie sie der Baum niemals gesehen hatte, schwebten im Grünen, und hoch oben auf der Spitze glänzte ein Stern aus Flittergold. Es war prächtig, ganz außerordentlich prächtig!

„Wie wird er erst heute abend strahlen!“ sagten alle und freuten sich.

„Oh“, dachte der Baum, „wäre es doch nur schon Abend! Würden nur die Lichter bald angesteckt! Und was dann wohl geschehen mag? Ob alle Bäume aus dem Wald erscheinen, um mich zu sehen? Ob die Sperlinge an die Fensterscheibe fliegen? Ob ich hier wurzeln kann, winters und sommers in dieser Herrlichkeit?“

Am Abend wurden die Lichter angezündet. Oh, welcher Glanz, welche Pracht! Der Baum bebte in allen Zweigen, so daß ein Kerzlein umfiel und er zu brennen begann. „Gott bewahre uns!“ schrien die Leute und löschten das Feuer eilfertig aus.

So durfte der Baum nicht einmal beben. Ihm war



so bange, etwas von seinem Schmuck zu verlieren, und von all dem Glanz umher schien er wie betäubt.

Plötzlich öffneten sich die großen Flügeltüren weit, und eine Menge Kinder stürzten herein, als wollten sie den Baum umwerfen. Die Kleinen standen ganz stumm, aber nur einen kurzen Augenblick, dann jubelten und schrien sie, daß es nur so schallte. Sie tanzten um den Tannenbaum herum und nahmen ein Geschenk nach dem andern von seinen Zweigen.

„Was machen sie?“ dachte der Baum, „was soll das?“ Und die Lichter brannten bis auf die Zweige herunter und wurden dann ausgelöscht. Jetzt erhielten die Kinder die Erlaubnis, den Baum zu plündern. Oh, wie stürzten sie sich auf den Ärmsten! Er knackte in allen Zweigen. Hätte man ihn nicht befestigt, so wäre er sicher umgefallen.

Die Kinder tanzten mit ihrem prächtigen Spielzeug umher. Niemand sah mehr nach dem Baum, bis auf die alte Kinderfrau, die sorglich zwischen die Zweige blickte und spähte, ob nicht doch noch eine Feige oder ein kleiner Apfel vielleicht vergessen worden war.

„Eine Geschichte sollst du erzählen!“ riefen die Kinder und zerrten einen kleinen dicken Mann nahe zum Baum. Und er setzte sich unter seine Zweige. „Denn so sind wir im Grünen“, sagte er, „und euer Tannenbaum kann eine Lehre daraus ziehen, wenn er gut aufmerkt. Aber ich erzähle nur eine einzige Geschichte. Wollt ihr die von Ivede-Avede oder die von Klumpe-Dumpe hören, der die Treppe herunterfiel und doch erhöht wurde und die Prinzessin erhielt?“

„Ivede-Avede“, schrien die einen, „Klumpe-Dumpe“, verlangten die anderen. Alle schrien durcheinander, nur der Tannenbaum schwieg und dachte bei sich: „Werde ich nichts mehr dabei zu tun haben?“ Aber er hatte seine Rolle ausgespielt und seine Schuldigkeit getan.

Und der Mann erzählte von Klumpe-Dumpe, der die Treppe hinabfiel und doch erhöht wurde und die Prinzessin bekam. Die Kinder klatschten in die Hände und riefen: „Mehr, mehr!“ Denn sie wollten nun auch die Geschichte von Ivede-Avede hören, aber sie bekamen nur die eine erzählt.

Der Tannenbaum stand ganz stumm und in tiefe Gedanken versunken. Niemals hatten die Waldvögel solche Geschichten gewußt. Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinunter und bekam doch die Prinzessin zur Frau! Ja, ja, so geht es auf dieser Welt zu. Und der Tannenbaum glaubte, daß alles wirklich wahr sei, weil es ein so netter Mann erzählt hatte. Ja, ja, wer kann es wissen, vielleicht falle ich auch noch eine Treppe hinunter und bekomme eine Königs-tochter zur Frau. Und er freute sich schon, am nächsten Tag aufs neue mit Lichtern und Spielzeug, Gold und Früchten geputzt zu werden.

„Morgen werde ich nicht zittern! Nein, ich will mich recht meiner Schönheit und Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe hören und vielleicht auch die von Ivede-Avede“, dachte der



Baum. Er stand die ganze Nacht still und gedankenvoll da.

Am Morgen traten die Leute des Hauses herein. Nun beginnt alles aufs neue, hoffte der Baum zuversichtlich. Doch sie schleppten ihn aus dem Saal hinaus, aber nicht die Treppe hinab, sondern hinauf auf den Boden. Dort stellten sie ihn in einen dunklen Winkel, wohin kein Tageslicht drang. „Was soll das bedeuten?“ grübelte der Baum, „und was soll ich hier machen? Was werde ich hier alles zu hören bekommen?“ Und er lehnte sich an die Mauer und dachte nach. Er hatte genug Zeit. Tage und Nächte vergingen, und niemand kam herauf. Und als endlich jemand erschien, so geschah es nur, um einige große Kästen in einen Winkel zu stellen. Nun stand der Baum ganz verborgen, er mußte glauben, daß er ganz vergessen wurde.

„Jetzt ist es draußen Winter“, dachte der Baum bei sich, „die Erde ist hart und mit Schnee bedeckt, deshalb können mich die Menschen nicht einpflanzen, darum soll ich wohl bis zum Frühling hier in sicherer Obhut stehen. Wie gut

das überlegt ist! Wie gut sind doch die Menschen! Nicht einmal ein kleiner Hase ist da. Wie war es doch so heiter im Wald, wenn der Schnee lag und das Häschen vorübersprang, ja selbst, als es über mich hinwegsetzte. Aber damals konnte ich das nicht leiden. Wieschrecklich einsam ist es doch hier oben!“

„Piep, piep“, sagte da eine kleine Maus und huschte hervor. Hinter ihr kam noch eine zweite. Sie berieselten den Tannenbaum, und dann schlüpfen sie zwischen seine Zweige. „Hu, da ist es kalt!“ schauderten die kleinen Mäuse, „aber sonst ist es hier gut sein, glaubst du nicht auch, du alter Tannenbaum?“

„Ich bin gar nicht alt“, widersprach der Tannenbaum, „es gibt eine Unzahl, die sind viel älter als ich!“

„Woher kommst du?“ fragten die Mäuse, „und was weißt du?“ Sie waren gewaltig neugierig. „Erzähle uns doch von den schönsten Orten der Erde! Bist du dort gewesen? Bist du in der Speisekammer gewesen, wo der Käse auf den Brettern liegt und die Schinken unter der Decke hängen, wo man auf Talglichtern tanzt



und mager hineingeht und fett herauskommt?“ „Nein, das kenne ich nicht“, antwortete der Tannenbaum. „Aber ich kenne den Wald, wo die Sonne scheint und die Vögel singen.“ Er erzählte nun alles aus seiner Kindheit. Die kleinen Mäuse hatten früher dergleichen nie gehört. Sie horchten auf und sagten bewundernd: „Wieviel du gesehen hast, wie glücklich bist du gewesen!“

„Ich?“ fragte der Tannenbaum, und er dachte über das, was er selbst erzählt hatte, nach. „Ja, es waren im Grund recht fröhliche Zeiten.“ Und dann berichtete er vom Weihnachtsabend, wo er mit Kugeln und Lichtern geschmückt worden war.

„Oh“, seufzten die Mäuschen, „wieviel Glück hast du erlebt, du alter Tannenbaum!“

„Ich bin doch nicht alt“, erwiderte der Baum, „ich bin erst diesen Winter vom Wald gekommen. Ich stehe in meinen allerbesten Jahren, ich bin freilich sehr hoch gewachsen.“

„Wie wundervoll du erzählst!“ sagten die beiden Mäuschen. Und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier anderen kleinen Mäusen, damit sie auch den Baum erzählen hören konnten. Aber je mehr er plauderte, desto deutlicher erinnerte er sich an alles und meinte: „Es waren doch fröhliche Zeiten. Aber sie können wiederkommen, sie können wiederkommen. Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinunter und erhielt doch die Prinzessin. Vielleicht kann ich

auch eine Prinzessin bekommen.“ Und er dachte an die niedliche kleine Birke, die draußen im Wald wuchs. Sie war für einen Tannenbaum wirklich eine schöne Prinzessin.

„Wer ist Klumpe-Dumpe?“ fragten die kleinen Mäuse. Und der Tannenbaum erzählte das ganze Märchen, er entsann sich jedes einzelnen Wortes. Fast wären die Mäuschen vor lauter Freude bis an die Spitze der Tanne gesprungen. In der folgenden Nacht kamen noch mehr Mäuse, und am Sonntag erschienen sogar zwei Ratten; diese meinten aber, die Geschichte sei gar nicht hübsch, und das betrübte die Mäuse, denn nun hielten sie auch weniger davon.

„Wissen Sie nur die eine Geschichte?“ fragten die Ratten.

„Nur die eine“, antwortete der Baum, „ich hörte sie an meinem glücklichsten Abend, aber damals wußte ich nicht, wie glücklich ich war.“

„Das ist eine höchst jämmerliche Geschichte! Kennen Sie keine von Talglucht und Speck? Keine Speisekammergeschichten?“

„Nein“, sagte der Baum.

„Dann danken wir dafür!“ erwiderten die Ratten und gingen heim zu ihren Familien.

Zuletzt blieben die Mäuse auch fort. Da seufzte der Baum: „Es war doch so hübsch, als sie alle um mich herumsaßen, die kleinen Mäuschen, und mir zuhörten, wenn ich erzählte. Nun ist auch das vorbei! Aber ich werde bestimmt an

sie denken und mich freuen, wenn man mich wieder hervorholt!“

Aber wann wird dies geschehen? Ja, es war einmal ein Morgen, da kamen Leute und kramten auf dem Speicher. Die Kästen wurden beiseite geschoben, und der Baum wurde hervorgezogen. Sie warfen ihn auf den Fußboden, und ein Diener schleppte ihn gleich nach der Treppe hin, wo das Tageslicht leuchtete.

„Nun beginnt das Leben wieder“, währte der Baum. Er fühlte die frische Luft, die ersten Sonnenstrahlen. Bald stand er draußen im Hof! Alles ging so geschwind, daß der Baum völlig vergaß, sich selbst zu betrachten, denn es war so vieles ringsum zu sehen. Der Hof grenzte an einen Garten, in dem alles blühte. Die Rosen hingen leuchtend und duftend über den kleinen Lattenzaun, die Lindenbäume blühten, und die Schwalben flogen umher und zwitscherten. „Quirre-virrevit, mein Mann ist gekommen!“ Aber es war nicht der Tannenbaum, den sie meinten.

„Nun werde ich leben!“ jubelte der Baum und breitete seine Zweige weit aus. Aber die waren alle vertrocknet und gelb, und er steckte da in einem Winkel zwischen Unkraut und Nesseln. Nur der Stern aus Goldpapier saß noch oben an der Spitze und glänzte im hellen Sonnenschein.

Im Hof spielten einige von den munteren Kindern, die am Weihnachtsabend den Baum umtanzt hatten und dabei so fröhlich gewesen waren. Eines der kleinsten lief hin und riß den Goldstern herab. „Seht, was da noch an dem häßlichen alten Tannenbaum sitzt!“ rief es und trat auf die Zweige, die unter seinen kleinen Stiefeln krachten und brachen.

Und der Baum sah auf all die Blumenpracht und die leuchtende Schönheit im Garten. Er betrachtete sich selbst und wünschte, daß er in seinem dunklen Winkel auf dem Boden liegengeblieben wäre. Er gedachte seiner frischen Jugend im Wald, des strahlenden Weihnachtsabends und auch der kleinen Mäuse, die so dankbar die Geschichte vom Klumpe-Dumpe angehört hatten.

„Vorbei, vorbei“, seufzte der arme Baum, „hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! Vorbei, vorbei!“

Der Hausknecht kam und hieb den Baum in kleine Stücke. Ein ganzes Bündel lag da und flackerte hell auf unter dem großen Braukessel. Das Holz knisterte, und es schien, als seufzte der Baum, und jeder Seufzer glich einem kleinen Schuß. Deshalb liefen die spielenden Kinder herbei, setzten sich um das Feuer und riefen herzlich lachend:

„Piff, paff!“

Aber bei jedem kräftigen Knall, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Wald oder an eine Winternacht da draußen, wenn die Sterne funkelten. Er dachte an den Weihnachtsabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Märchen, das er gehört hatte und zu erzählen verstand. Und dann war der Tannenbaum zu Asche geworden.

Die Knaben spielten im Garten, und der kleinste trug den Goldstern, der den Baum an seinem glücklichsten Abend geschmückt hatte, auf seiner Brust. Die Weihnachtszeit war nun vorbei, vorbei war es mit dem Tannenbaum wie mit seiner Erzählung.

Vorbei, vorbei, so geht es mit dem Leben.

Meisterwerke westfälischer Malerei des Mittelalters

Für das Dortmunder Museum erworben

Dr. Rolf Fritz, dem Leiter des Museums für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund auf Schloß Cappenberg, verdanken wir den folgenden Bericht über sechs kostbare, neu erworbene Gemälde, die auf Schloß Cappenberg täglich (zwischen 10 und 18 Uhr, ausgenommen montags) zu besichtigen sind.

Wenige Kilometer von den Hochöfen und Schornsteinen der Hoesch Werke entfernt, stehen zwei der kostbarsten Kunstwerke, die Westfalen besitzt. Kann man sich einen größeren Gegensatz denken, als diese räumliche Nähe der modernen Schwerindustrie und der mittelalterlichen Altäre in der Marienkirche und in der Propsteikirche?

Der hohe Wert mittelalterlicher Malerei

Nicht nur die alten Kirchen Dortmunds bewahren mit ihren Kunstwerken Zeugen der

Vergangenheit von unschätzbarem Wert – auch das Museum für Kunst und Kulturgeschichte, das bis zur Errichtung eines neuen Hauses seinen Sitz in Schloß Cappenberg hat, besitzt eine Reihe von westfälischen Tafelbildern des Mittelalters, von denen eines, von der Hand des Conrad von Soest, kürzlich in der internationalen Ausstellung „Europäische Kunst um 1400“ in Wien zu sehen war. Diese Werke zählen zu den größten Kostbarkeiten, nicht nur wegen ihres hohen künstlerischen Ranges, sondern auch wegen ihrer Seltenheit. Schon vor hundert Jahren hat man den Wert dieser mittelalterlichen Malerei erkannt und die Bilder der alten Meister gesammelt. Aber leider gingen – da die offiziellen Stellen kein Interesse hatten – diese Sammlungen dann nach England und Amerika, wo sie heute in den Museen hoch geschätzt werden. Sie sind damit für uns verloren, und es schien lange, als sei dieser Verlust nicht wieder gut zu machen.



1 Voll Wohlklang, Anmut und Würde ist auch dieses Andachtsbild von Conrad von Soest, das der in Dortmund gebürtige Meister um 1420 geschaffen hat

2 Etwa fünfzig Jahre später entstand dieses Bild der Verkündigung, dessen Meister wir nicht mit Namen kennen. Sehenswert ist an diesem Bild auch die getreue Wiedergabe eines Wohnzimmers damaliger Zeit

Dortmund konnte sechs Gemälde erwerben

Nun bot sich vor kurzem überraschend die Möglichkeit, aus privatem Besitz einige Bilder der großen Meister des westfälischen Mittelalters zu erwerben. Dieser ganz ungewöhnliche Glücksfall konnte mit Hilfe der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen, des Westdeutschen Rundfunks, des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe und der Stadt Dortmund genutzt werden. So haben wir unersetzliche alte Kunstwerke im Land behalten können, und die Stadt Dortmund darf stolz darauf sein, diese kostbaren Gemälde jetzt ihr eigen zu nennen.

Voll Wohlklang, Anmut und Würde

Conrad von Soest, der in Dortmund tätige Meister der großen und heute weltberühmten Altarwerke in Wildungen und in Dortmund, ist der Schöpfer der kleinen Tafel mit der Darstellung der Muttergottes mit dem Kind vor goldenem Grund. Es ist ein Andachtsbild, das den Gedanken der Mutter mit dem göttlichen Kind

aus dem Strahlenglanz der großen Altäre löst und es – gleichsam privat – zu stiller Andacht dem einzelnen Beter und dem Betrachter vorstellt. Mit sanft geschwungenen Linien umzieht der Maler den Umriss der lieblichen Gestalt. Unter dem schweren blauen Mantel neigt sich das Köpfchen anmutig zur Seite. Das Antlitz mit der hohen Stirn, den braunen Augen und dem kleinen Mund über dem runden Kinn ist von blondem Haar umrahmt und trotz allen Liebreizes von leiser Schwermut überschattet. Denkt die Gottesmutter – wie jede irdische Mutter – an das schwere Schicksal, das das Kind an ihrer Brust erwartet? Ein Bild, voller Wohlklang in Farbe und Linie, voller Süßigkeit und Anmut und doch voller Ernst, Größe und Würde. Eine kleine Tafel nur – und doch ein großes Meisterwerk, von Conrad von Soest um das Jahr 1420 geschaffen.

Frische und Heiterkeit

Gut fünfzig Jahre später entstand, vielleicht in Münster, das Bild mit der Verkündigung, dessen Meister wir nicht mit Namen kennen. Er



▲ Jan Baegert, der Sohn Dericks, hat diese Madonna im Geist der beginnenden westfälischen Renaissance geschaffen

◀ Ernst und von tiefer Schwermut erfüllt ist die Tafel mit der Beweinung Christi, die Derick Baegert, der Meister des Hochaltars der Dortmunder Propsteikirche, gemalt hat

schildert ein Wohnzimmer seiner Zeit, mit der großen Truhnenbank auf dem Fliesenboden, gibt den Blick aus der Tür nach draußen auf den Weg und in das Schlafzimmer frei, in dem die Kissen der Bettstatt leuchten, und läßt den Betrachter durch das Fenster und in die hügelige Landschaft schauen. Der Blumenstrauß – die Lilie der Reinheit – in der schönen Vase und der Kronleuchter an der holzgewölbten Decke sind nicht vergessen. In diesem Gemach empfängt Maria mit demütig geneigtem Haupt und über der Brust gekreuzten Armen die Botschaft des Engels. Fast gewalttätig dringt der Gesandte des Himmels in die Stille dieses Zimmers ein, mit rauschendem Schwung bunter Flügel und in weitausfallender Kniebeuge. Sein munteres, jungenhaftes Gesicht ist frei und offen der Jungfrau zugewandt. Wie schöne

Kalligraphien stehen die Schnörkel der Spruchbänder im Raum. Es ist ein Bild voll intimer Reiz, voll Frische und voll Heiterkeit.

Ernst und von tiefer Schwermut erfüllt

Ernst und von tiefer Schwermut erfüllt ist dagegen die Tafel mit der Darstellung der Be-
weining Christi. Wie ein drohendes Mahn-
zeichen des schrecklichen Todes und der
schmachvollen Vernichtung beherrscht das
riesige leere Kreuz das Bild. Das leere Kreuz!
Denn der Leichnam Christi ist abgenommen
und ruht im Schoß seiner Mutter, die in tränen-
losem Schmerz auf ihn niederblickt, während
Johannes das herabsinkende Haupt mit einem
Tuch stützt und versucht, die tief in die Stirn
gedrückte Dornenkrone zu lösen. Auf der
anderen Seite des Kreuzstammes erscheint
Maria Magdalena mit dem Salbgefäß, mit ihrem
Mantel die Tränen trocknend. Diese Gruppe
der Trauernden steht vor einer schönen, stillen
Landschaft mit Hügeln, Kirchen und einem
weiten Fernblick. Gewiß hat der Maler – es ist
Derick Baegert, der Meister des Hochaltars
der Dortmunder Propsteikirche – in dieser Tafel
Bildgedanken der großen niederländischen
Meister seiner Zeit verwendet, wie er es häufig
tat, aber er hat sie in seiner eigenen Sprache zu
einem Werk umgeformt, das eindringlich und
ernst das Geschehen der Passion erzählt.

Die Renaissance in Westfalen

Der Sohn Dericks, Jan Baegert, führte bisher
den Notnamen des Meisters von Cappenberg.
Er ist der Meister der beginnenden Renaissance
in Westfalen, und seine Kenntnis ihrer Formen-
sprache führt er stolz im Bilde vor. Sie kommt
aber auch in der frei und in statuarischer Hal-
tung in den Raum gestellten Figur zum Aus-
druck, die, von den mächtigen Falten des
schweren Mantels umgeben, sich deutlich
greifbar vom Hintergrund loslöst. Der klar
beobachtete Schlagschatten trägt das Seine
dazu bei. Welch ein Unterschied zu den vorher
betrachteten Bildern oder gar zu dem An-
dachtsbild des Conrad von Soest! Hundert
Jahre westfälischer Kunst stehen in diesen
Bildern vor uns, und welch ein Wandel in Auf-
fassung und Formgebung, welch eine Vielfalt
von Künstlerpersönlichkeiten!

Zwei bedeutende Kupferstecher aus
unserer Heimat

Doch nicht genug mit der Malerei allein! Zur
gleichen Zeit wie die Maler, deren Bilder wir
betrachteten, haben in Westfalen zwei bedeu-
tende Kupferstecher gearbeitet, von denen das
Museum zwei ihrer schönsten Blätter erwerben
konnte. Da ist Israhel van Meckenem in der
münsterländischen Stadt Bocholt, ein überaus
fleißiger und vielseitiger Meister, der mehrere
hundert Stiche hinterlassen hat. Sein großes
Blatt mit der Darstellung der Geburt der Maria
führt uns in die Wochenstube eines west-
fälischen Bürgerhauses, deren Einrichtung mit
liebvoller Sorgfalt geschildert ist, so daß die-
ser Stich als ein kulturgeschichtliches Doku-
ment ersten Ranges bezeichnet werden darf.
Von ganz anderer Art ist das elegante Bildnis
des Herzogs Wilhelm von Cleve, das Heinrich
Aldegrever im Jahre 1540 gestochen hat. Der
Soester Kupferstecher, dessen brillante Tech-
nik auch in der Abbildung deutlich wird, gibt
dem Porträt des Renaissance-Fürsten jene
Festigkeit des Aufbaues und jene Greifbarkeit,
die wir auch in der Malerei des Jan Baegert
spürten.

► Von ganz anderer
Art ist das elegante
Bildnis des Herzogs
Wilhelm von Cleve,
das Heinrich
Aldegrever im Jahr
1514 gestochen hat



◀ Zur gleichen Zeit
haben in Westfalen
zwei bedeutende
Kupferstecher
gearbeitet: Israhel
van Meckenem
schildert
auf diesem Blatt
die Geburt der Maria
in der Wochenstube
eines westfälischen
Bürgerhauses

Heinz Stegunweit

Herr Goethe und sein Weihnachtsbaum

In Thüringen lag viel Schnee, als die beiden gelehrten Herren, von denen der eine kaum vierzig, der andere eben sechsundzwanzig alt war, durch den Park zu Weimar spazierten, um sich die verschneiten Tannen und Fichten anzusehen. Da hielt der jüngere auf einmal inne und sprach: „Lieber Herr Hofrat Wieland, wie steht es überhaupt mit den Weihnachtsbäumen in Weimar? Ich möchte zum Fest meinen Lichterzauber haben!“ – Sie gingen weiter, indes der Hofrat seine behutsame Antwort gab: „Lieber Goethe, schlagen Sie sich die Hoffnung aus dem Kopf. Ich weiß, in Ihrem Werther haben Sie von diesem Brauch erzählt. Redet der Verliebte nicht bei Lotten von der Erscheinung des aufgeputzten Baumes, der mit seinen Wachslatern, Äpfeln und Zuckerkringeln die Kleinen in paradiesische Verückung setzte? Nun, leider sind in Weimar derlei barbarische Sitten keineswegs erlaubt!“

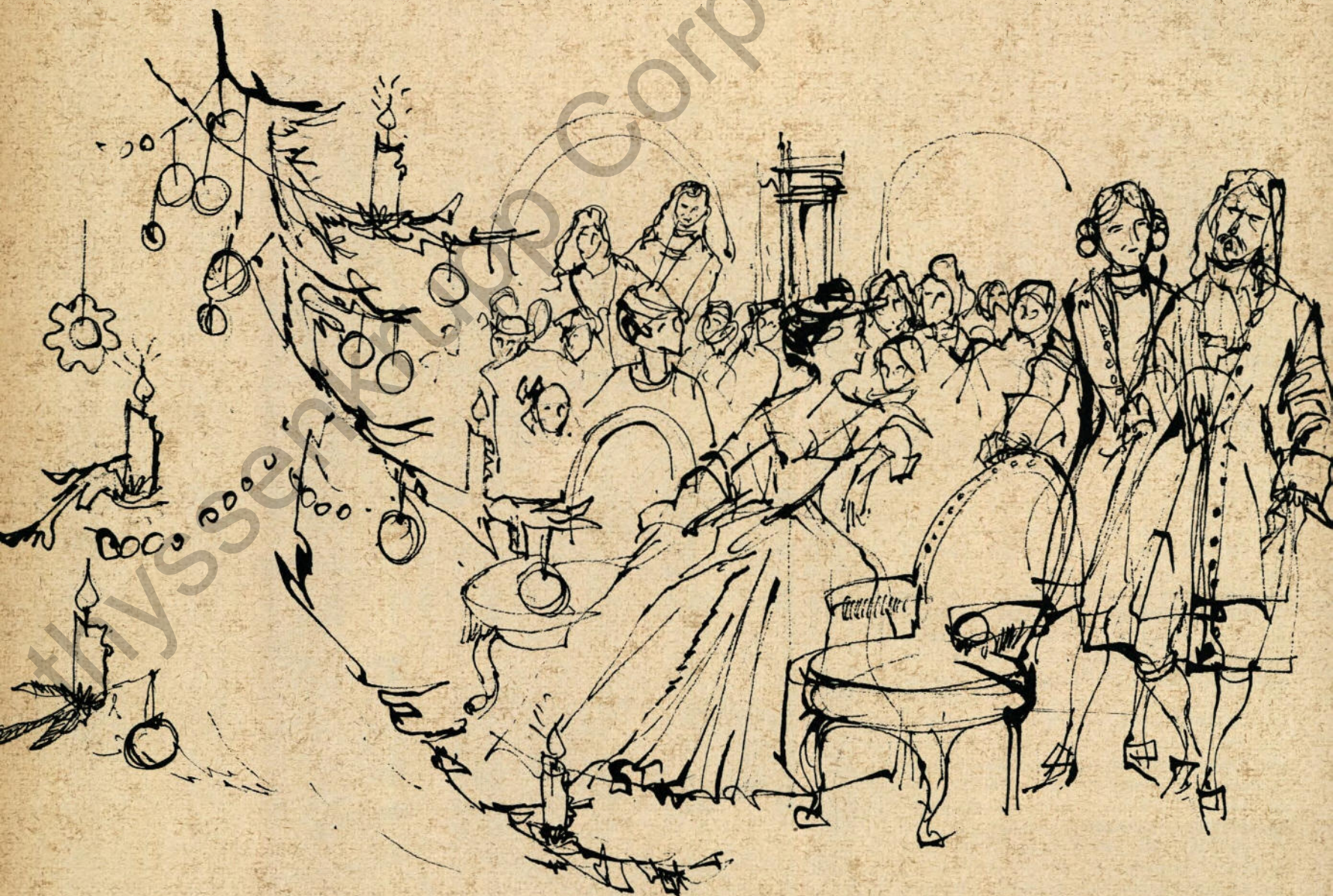
Goethe, von Wielands seltsamer Ansicht bestürzt, blieb abermals stehen: „Aber Herr Hofrat, Sie heißen den Christbaum eine Barbarei? Die Leipziger kennen ihn so gut wie die Frankfurter und Straßburger, wohnen denn dort nur Rüpel und Kujone –?“

Der Hofrat mußte lachen: „Kommen Sie, lieber Freund, ich will Ihnen alles erklären.“

Indes sie weitergingen, pries Wieland, zumal er Prinzenerzieher am Hofe war, die Innigkeit des Lichterbaums, doch sagte er, die Behauptung, daß der Brauch eine rechte Barbarei wäre, die stamme lediglich vom allgewaltigen Herrn Oberforstmeister, dem Baron von Wedel, der vor Jahresfrist in seinem Forstgesetz das Schlagen von jungen Fichten zum Zweck einer närrischen Aufputzerei mit aller Strenge ver-

boten habe: „So ist das, lieber Goethe, und wir können es kaum ändern.“ – Das war ein harter Bescheid für den Trotz des jüngeren Dichters, der neulich erst den Vers geschrieben hatte: „Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel / Fürcht' mich weder vor Höll noch Teufel!“ – Also lehnte er sich auf: „Wissen Sie was? Ich mache dem Baron von Wedel einen Besuch. Und sollte er seine halsstarrige Meinung nicht ändern, dann gehe ich andere Wege. Jedenfalls werde ich den Heiligen Abend unterm Lichterbaum feiern, dafür verpfände ich mein Wort!“ – Am nächsten Morgen stieg Goethe die Höhe zum Belvedere hinauf, wo, wie er wußte, der Oberforstmeister einiges zu regeln hatte. Und der Dichter traf den Baron, der sich indessen bei schlechter Laune befand: „Aha, ich weiß, Goethe heißen Sie, hab's schon gehört. Schreiben Gedichte, was? Möchten neue Sitten einführen? Falsch, junger Mann, verschwinden Sie, und bemühen Sie sich nicht...“ – So ging es fort. Wohl eine halbe Stunde lang. Goethe hielt die Attacken aus, als wäre er geübt gegen die Stiche des unduldsamen Herrn. Kein Widerwort gab er, im Gegenteil, zuweilen nickte er lächelnd, als bereite ihm die Erregung des wenig beherrschten Mannes sogar einiges Vergnügen. Dieser Gleichmut schürte indessen den Unwillen des Barons bis zur Wut, denn er trat hart vor den Dichter hin und ballte die Faust: „Hinweg mit Ihnen. Und sollte ich Sie beim Wildern von Bäumen ertappen, dann lasse ich Sie außer Landes jagen...“

Goethe neigte ohne einen Hauch von Entrüstung den Kopf, wandte sich dann der Straße zu, die bergab zur Stadt führte und fand es amüsierlich, vor sich hin zu pfeifen, als wäre nicht



das Geringste geschehen, was das Gleichgewicht der Seele hätte beeinträchtigen können. Er sah die Eichkätzchen, schwarze und rote, um die Stämme wimmeln, die Tierchen litten offenbar Hunger, denn sie nagten den Fichten die jüngsten Triebe vom Gezweig. Da und dort scharften Amseln, in den eisigen Höhen plärten Dohlen und Elstern, und allerwärts hinterließen hoppelnde Karnickel ihre Tupfen im Schnee. So bot der thüringische Winter seine Bilder und Szenen, dem Dichter aber fiel wiederum ein Vers ein, den er kürzlich geschrieben hatte: „Welch Schauspiel – aber ach, ein Schauspiel nur. Wo faß ich dich, unendliche Natur!“ Immer wieder schüttelte Goethe den Kopf und flüsterte vor sich hin „Und wenn der Himmel auf die Erde fällt: Ich feiere mein Weihnachtsfest unterm Lichterbaum, werter Herr Baron!“ – Als er dann gegen Mittag wieder nach Weimar kam, hörte er das Zwölf-Uhr-Geläut der Glocken, so daß den Pöten das rechte Adventsgefühl heimsuchte: Morgen schon würde Heiliger Abend sein, die Frist war nicht mehr lang, Eile tat not, man mußte handeln. – Um die fünfte Stunde des Nachmittags ließ sich der Dichter beim Herzog melden, den Dreispitz unterm Arm, die linke Hand am Degen, in der rechten das Buch vom empfindsamen Werther. So trat der Kavalier vor den Fürsten und bat um Gehör: „Haben Euer Gnaden mich doch ersucht, mit Anregungen nicht zu sparen, die das Leben köstlicher machten. Nun bin ich da und bitte, im Werther sub 20. Dezember gütigst lesen zu wollen, welch anmutige Sitte so ein mit Wachsstöcken, Flitter und Näscherei verzierter Christbaum ist...!“ Und der Herzog Karl August las. Er lächelte glücklich dazu. Und ließ die Mutter Anna Amalia rufen, desgleichen die Herzogin Luise. Dann wurde man sich einig: „Parbleu, wir sind einverstanden, Herr Goethe. Übernehmen Sie schon die Besorgung des Baumes und aller übrigen Notwendigkeiten. Wir freuen uns mit Vertrauen und geben Ihnen jede Freiheit, deren Sie bedürfen.“

So kam es, daß der Dichter nach Sonnenuntergang, eine Axt in der Faust, in die Schonungen bei Belvedere schlich, ein manns Hohes Bäumchen zu schlagen. So kam es ferner, daß ihn der Inspektor Skell, ein eifriger, obzwar umgänglicher Beamter, ertappte und sprach: „So leid mir's tut, Herr Poeta, doch Ihren Frevel muß ich eidgerecht meinem Oberforstmeister melden!“ So kam es item, daß Goethes Gelächter weithin ins Gehege scholl: „Brav, Herr Inspekteur, melde Er alles gehorsamst und lasse Er den Baron von Wedel wissen, notfalls stünde ich ihm mit meinem Degen zur Verfügung.“ – Mit wahrhaft diebischer Heiterkeit band Goethe die Äste zusammen und nahm den Baum so unter den Arm. Nichts trieb ihn zur Eile. Auch nicht die Sorge, der rauhe Herr Oberforstmeister könnte plötzlich hinter einem Busch hervorspringen, das Pistol zücken und kommandieren: „Halt! Den Baum oder das Leben!“ Nein, seelenruhig und adventvergnügt spazierte der mit hoheitlichen Lizenzen ausgestattete Kavalier bergab, und als er quer durch die Stadt ging, machte er sogar einige Umwege, hoffte er doch, der unwirsche Baron könnte noch irgendwo auftauchen und einen Krakeel anzetteln, für den er sich später würde entschuldigen müssen. Aber nichts dergleichen geschah. Am Himmel gaben die Wolken ein paar Sterne frei, der Teppich des Schees glitzerte im Widerschein spärlicher Laternen, in vielen Häusern brannte Licht, allerwärts schienen die Eltern noch mit Vorbereitungen beschäftigt; denn die Kinder schliefen jetzt und träumten den immer wiederkehrenden Traum von Freude und Güte, von Zuversicht und friedlicher Geborgenheit. –



So kam der Dichter zum Schloß, wo die Posten breitbeinig auf Wache standen. Sie froren wohl sehr, die bezopften Gestalten, denn sie stampten mitunter und bliesen sich die Finger warm: „Gott zum Gruß, Herr Poeta, einen Baum hätten Sie? Wenn das der Herr von Wedel sehen könnte!“

„Meine lieben Freunde, ich gäbe selber etwas drum!“

Zwei Diener des Hofes kamen, von der Wache alarmiert, auf Zehenspitzen herbei, sie halfen dem Kavalier, die kleine Fichte in jenen Raum zu bringen, wo das Spinett mit den beinernen Tasten stand. Hier pflanzte man den Stamm in einen Schemel und keilte ihn gründlich fest. Dann holte Goethe den Kasten, in dem sich alles befand, was er für den Aufputz der Äste mit Sorgfalt gesammelt hatte: Kerzen und schimmernde Ketten, rotwangige Äpfelchen und süßes Gebäck. Das duftete nach einem Gemisch von Honig, Thymian und Pfeffer, eine Pracht war alles und eine Augenweide. So sehr, daß die Domestiken, die hernach, als der Baum fertig dastand in seiner Huld, einige Nadeln vom Teppich fegten, das eine zu wissen beehrten: „Mit Respekt, Herr Poeta, ist derlei Herrlichkeit nur den Fürsten vorbehalten –?“ Dann wurde allen die Zeit zu lang. Am Abend jedoch, neunmal schlug die Uhr im Turm, saßen sie um das Wunder aus Licht und Liebe versammelt: Nicht nur der Herzog und die höfische Familie, auch die Kammerherren und die Bedienten, auch der junge Goethe und der Prinzenpräzeptor Wieland. Alle sangen aus dem Straßburger Gesangbuch das alte „Schlaf,

mein Kindelein“, sangen es mit hingeebener Seligkeit – als man plötzlich einen Lärm vernahm und dazu die Stimme des eintretenden Kammerdieners Lutz: „Ich bitte um Nachsicht, aber der Herr Oberforstmeister wartet im Vorzimmer und verlangt nach einer überaus dringlichen Audienz!“ – Der Herzog schüttelte den Kopf und ging hinaus: „Wedel, was ist los, was haben Sie denn so Wichtiges?“ – Da polterte sich der Baron die Wut vom Herzen: „Hoheit, Ihr hergelaufener Dichter, dieser Juristensohn aus Frankfurt, also er ist ein Baumfrevler und nächtlicher Dieb!“ – Karl August hob beschwörend die Hände: „Ich weiß es, lieber Wedel. Legen Sie ab, kommen Sie herein und singen Sie gefälligst mit!“

Der Herr Oberforstmeister mußte sich fügen, und als er den Baum sah, wischte er sich die Stirn: „O – seltsam, verwunderlich, schön...!“ Im nächsten Jahr schon bestand das Forstgesetz in seiner alten Strenge nicht mehr. Auf des Herzogs Wunsch pilgerten am Tag vor Heiligabend die Bürger hinaus in den Thüringer Wald, wo der Inspektor Skell das Schlagen der von ihm bezeichneten Fichten und Tannen unter seine Aufsicht nahm. Über fünfhundert Familien feierten dann in Weimar ihr Fest unterm funkelnden Lichterbaum. Feierten es so zum erstenmal und kaum weniger selig, als es im Jahr vorher am Hof des Fürsten geschehen war. Einer aber stand zu dieser Stunde am Fenster und summte vor sich hin: Der Juristensohn aus Frankfurt war es, der Dichter, der ganz für sich zu denken wagte: Ich fühle junges, heiliges Lebensglück, fühl neue Glut durch Nerv und Adern rinnen...



Die Heilige Familie von Emil Nolde

Als Weihnachtsbild bringen wir auf der gegenüberliegenden Seite in farbiger Reproduktion das Gemälde „Die Familie“ von Emil Nolde. Die Dortmunder Museumsleiterin, Frau Dr. Leonie Reygers, schrieb für WERK UND WIR zu dem nebenstehenden und dem auf dieser Seite veröffentlichten Bild „Heilige Nacht“, das Nolde 1911/12 gemalt hat, die folgenden Erläuterungen:

Emil Nolde malte im Winter 1911/12 in Berlin die neunteilige Altarbildtafel „Das Leben Christi“. Der Altar stand bis zu seiner Entfernung im Museum Folkwang in Essen. „Ich malte Tag und Nacht“, schreibt er, „in den Nächten noch mehr als des Tages ... Und dann malte ich die ‚Heilige Nacht‘, der Stern leuchtend am Nachthimmel und Maria mit ausgestreckten Armen ihren gottgeborenen Sohn, das Jesuskind, haltend, im größten Mutterglück.“ Es wurde ein Bild von legendenhaftem Klang, geheimnishaft entrückt und nach Noldes eigenen Worten getränkt mit religiösem Empfinden und Geistigkeit. Form und Farbe sind auf die einfachsten Elemente zurückgeführt, wie sie die bäuerlichen Hinterglasbilder, Votivtafeln und Bilderbogen zeigen, denen um diese Zeit in München auch Kandinsky und die Maler des „Blauen Reiter“ ihre Aufmerksamkeit zuwenden: Rückkehr zu den Anfängen, zu den Ursprüngen. Zwanzig Jahre später, in der Zeit seiner hohen künstlerischen Reife, malt Nolde das Bild „Die Familie“. Auch dies ist eine „heilige“ Familie, in stiller Verhaltenseinheit des Beisammenseins, staunend betroffen und zugleich leuchtend im

inneren Einklang des Glückes. Vor dem Azurblau des Himmels sattgrün der Ausschnitt der Wiese, goldgelb die Honigfarbe im Körper des Kindes und träumenden Antlitz der Mutter, von tiefem Schwarz das Gewand des Mannes, saphirgrün und ockerfarben der Schleier und darüber, zitronengelb, die große Sonnenblume, die bei Nolde immer wieder als Stimmungsträger und Symbol erscheint. Es ist ein Bild von erster Schönheit, ganz auf das Wesentliche versammelt in Farbe und Form. Im Ausdruck – der „Expression“ – ist es uns vertraut, und von fragloser Selbstverständlichkeit erscheint es uns heute, wo Augen und Geist jener neuen Sehweise lange schon geöffnet sind, die einst ihren Schöpfern Verdammnis und Not brachte. Tief wurzelte Nolde, der fremde Länder kannte, in seiner norddeutschen Heimat (geboren 1867 in der Bauernschaft Nolde/Nord-Schleswig, gestorben 1956 auf seinem Hof Seebüll in Schleswig-Holstein). Die wilde Schwermut ihrer Natur, die düstere Pracht ihrer glutvollen Farben, mythische Faszination und religiöse Inbrunst haben sein Werk schicksalhaft bestimmt.

Emil Nolde war ein Einzelgänger des deutschen Expressionismus. Aber Nolde und die „Brücke“, Kandinsky und der „Blaue Reiter“ – um diese beiden Pole kreisen die gestaltenden Kräfte in der deutschen Kunst unseres Jahrhunderts.

► Die Nolde-Büste schuf Edwin Scharff (1887–1955), einer der hervorragenden Bildhauer unserer jüngsten Vergangenheit

Es ist bemerkenswert, daß beide Bilder in der Münchener Ausstellung „Entartete Kunst“ zu sehen waren, die in diesen Tagen an den Bildersturm im „Tausendjährigen Reich“ erinnerte.



Aufbruch ins Revier traf ins Schwarze

Die Werksgeschichte von Format

esch legt die Dokumentation der Entwicklung im Jahresband vor

"Aufbruch ins Revier" lautet der Titel eines 400 Seiten umfassenden Buchs, das die Hoesch AG ihren Mitarbeitern und Freunden jetzt als traditionelle Jahresgabe überreicht. Das von Horst Mönlich mit geübter Hand gestaltete, reichbebilderte und inhaltlich anspruchsvolle Werk öffnet dem Leser die untschillernde Welt des westdeutschen Industriegebiets an Rhein und Ruhr, wo neun Jahrzehnte wirtschaftlichen Aufschwungs das Antlitz der Landschaft geformt haben, wo harte Arbeit das persönliche Schicksal der Menschen prägte.

Am Beispiel der Entwicklung des Hoesch-Unternehmens werden die ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Bildungskräfte eines siedlungs- und produktionsreichen Gebietes

Der Verfasser hat es zur Freude aller Leser vermieden, das wechselvolle Geschehen in das langweilige Gewand eines korrekten geschichtlichen Berichtes zu zwingen. Er läßt vielmehr das blutvolle Leben unmittelbar zu Wort kommen. Die interessante und wechselvolle Dokumentation des Formats, die gediegenen Zeichnungen, Gedichte, Zeitungsberichte, Flugblatt, Essay, Geographische Statistik und Sachberichte führen zu einem fast unerschöpflichen Fundus an anschaulichen Bildern.

"Aufbruch ins Revier"

90 Jahre Hoesch-Werke

Das Buch bekam ich überreicht auf einer Tagung der „Dortmunder Gruppe 1961“. Na, dachte ich, wieder so ein Schrieb einer kapitalistischen Unternehmensfamilie im Revier, die sich nicht genug wichtig machen kann, wie sie von der Pike auf gelitten und in heroischen Anstrengungen zigtausend Arbeitern, Angestellten und Beamten ein warmes Nest bereitet und ernährt hat. Sicherlich mit Bildern der „Ringer“ als Baby, Jüngling und Mann — mit Familienalbum von Urahne, Großmutter, Mutter und Enkelin.

Auf der Heimfahrt lag es auf dem Fensterklappbrett des Eilzuges. Draußen dämmerte es: Hüttenwerke flogen vorbei, Kanäle, Landschaften, einzelne Höfe und Kotten, dann wieder Städte, Dörfer, Werke, Acker, Wiesen, Felder. Im Rackettack der Räder war plötzlich die innere Stimme da, die sich immer dann bei mir einstellt, wenn ich etwas Gutes — Mensch oder Buch in der Hand halte: „Lies doch einmal in dem Schrieb!“ Ungehalten preßte ich meine Stirn gegen die kühlen Scheiben des Abteillfensters. Da war sie wieder, die Revierlandschaft, Hochöfen, Zechen, Walzwerke — Städte, Dörfer, Hof und Heim, umwoben von einem mystischen Lichtschein, der mich immer wieder träumen läßt. Ich bin im Abteillfenster des Eilzuges.

„Aufbruch ins Revier“ — Die Firma Hoesch AG, Dortmund, hat ihre 90. Geburtstagsgabe für ihre Mitarbeiter und Freunde die Geschichte ihres Bestehens dargestellt.

Über den Rahmen einer üblichen Werksgeschichte hinausgehend, zeigt das Buch das Werden und Wachsen von Hoesch als das Werden und Wachsen anderer industrieller Unternehmen — vor dem buntschillernden Hintergrund der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Entwicklung einer Landschaft, die im Verlaufe der letzten 100 Jahre zum „Revier“ wurde.

Das Außergewöhnliche dieses vielgesichtigen Gebietes, seiner Menschen und ihres Wirkens hat der Verfasser Horst Mönlich in eindrucksvollen, aussagekräftigen Bildern, Zeichnungen, Dokumenten, Skizzen und Erzählungen sichtbar gemacht. So bunt sie in der Vielfalt und Verschiedenartigkeit der Menschen und der Dinge sind, so bunt ist das Ruhrrevier und seine Menschen. Das Buch wendet sich an alle, die das Ruhrrevier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen.

Die im Revier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen. Die im Revier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen.

Die im Revier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen. Die im Revier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen.

Die im Revier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen. Die im Revier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen.

Vor einem Jahr lag „Aufbruch ins Revier“ druckfrisch vor uns. Wir waren voll Zuversicht, stellten uns aber doch die Frage, ob unsere Mitarbeiter und Pensionäre mit diesem Buch genauso schnell Freundschaft schließen würden wie mit seinen Vorläufern. Immerhin unterschied sich „Aufbruch ins Revier“ grundsätzlich von allen früheren Jahresgaben: Vor dem Hintergrund der neunzigjährigen Hoesch-Geschichte versuchte dieses Buch, die bildenden Kräfte der Stadt Dortmund und des Ruhrgebiets in Vergangenheit und Gegenwart aufzuzeigen.

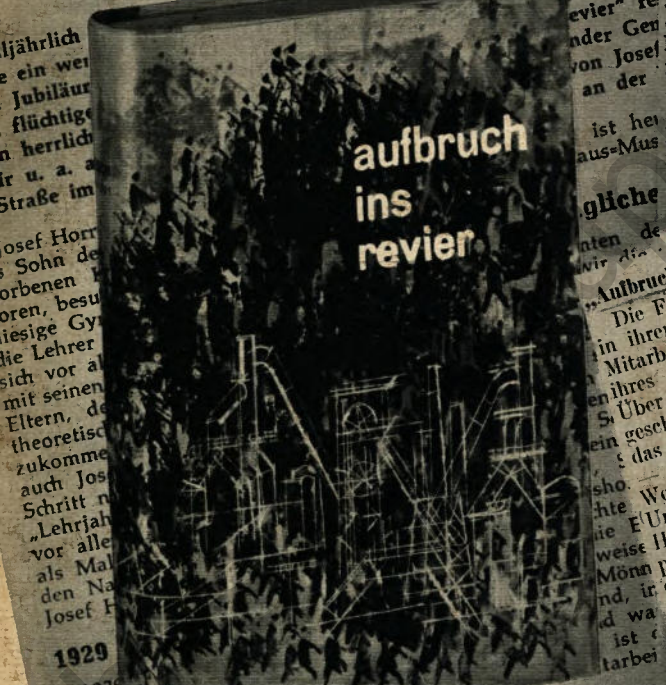
Schon nach wenigen Wochen stand fest, daß „Aufbruch ins Revier“ genau ins Schwarze getroffen hatte. Keine der früheren Jahresgaben erhielt so schnell und so viel anerkennende Zustimmung wie dieses Buch. Nie zuvor hatten uns unsere Mitarbeiter auf eine Jahresgabe so häufig angesprochen und angeschrieben.

Doch bei dem guten Echo aus dem Hoesch-Kreis blieb es nicht: auch von draußen, auch aus der Öffentlichkeit, drangen zahlreiche freundliche Stimmen zu uns. Viele Zeitungen und Zeitschriften ließen es sich nicht nehmen, „Aufbruch ins Revier“ zu besprechen. So schrieb die „Westfälische Rundschau“: „Das mit geübter Hand gestaltete, reich bebilderte und inhaltlich anspruchsvolle Werk öffnet dem Leser die Welt des westdeutschen Industriegebietes an Rhein und Ruhr, wo neun Jahrzehnte wirtschaftlichen Aufschwungs das Antlitz der Landschaft geformt haben, wo harte Arbeit das persönliche Schicksal der Menschen prägte.“ „Stahl und Eisen“, die Zeitschrift für das deutsche Hüttenwesen, meinte: „Über den Rahmen einer üblichen Werksgeschichte hinausgehend, zeigt das Buch das Werden und Wachsen von Hoesch vor dem buntschillernden Hintergrund der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und aktuellen Entwicklung einer Landschaft, die im Verlauf der letzten hundert Jahre zum ‚Revier‘ wurde.“ In anderen Zeitungen lasen wir: „Viele schöne Bilder und eine Anzahl von Reproduktionen historischer Dokumente regen zur Vertiefung in den Text des Buches an“, oder „In zehn Kapiteln führen bedeutende Wissenschaftler, Dichter und Schriftsteller den Leser durch die Geschichte des Kohlenpotts und weisen ihn auf die Eigentümlichkeiten des Reviers hin“, und auch: „Der Verfasser hat es zur Freude aller Leser vermieden, das wechselvolle Geschehen in das langweilige Gewand eines korrekten geschichtlichen Berichtes zu zwingen. Er läßt vielmehr das blutvolle Leben unmittelbar zu Wort kommen.“ Abseits von diesen Kritiken stellten wir mit besonderer Freude fest, daß sogar der 11. Deutsche Evangelische Kirchentag, der vom 24. bis 28. Juli 1963 in Dortmund stattfinden wird, den Eröffnungsabend — an dem ein Überblick über Land, Kirche und Menschen im Ruhrgebiet gegeben werden soll — ganz bewußt unter das Motto „Aufbruch ins Revier“ gestellt hat.

Doch die schönste aller Stellungnahmen fanden wir im „Industriekurier“. Sie war unter-

in der Ennepebrücke

Hoesch-Jahresgabe mit Bild von Josef Horst



Auch die 90. Geburtstagsgabe der Firma Hoesch AG, Dortmund, hat ihre Mitarbeiter und Freunde die Geschichte ihres Bestehens dargestellt. Über den Rahmen einer üblichen Werksgeschichte hinausgehend, zeigt das Buch das Werden und Wachsen von Hoesch als das Werden und Wachsen anderer industrieller Unternehmen — vor dem buntschillernden Hintergrund der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Entwicklung einer Landschaft, die im Verlaufe der letzten 100 Jahre zum „Revier“ wurde.

Das Außergewöhnliche dieses vielgesichtigen Gebietes, seiner Menschen und ihres Wirkens hat der Verfasser Horst Mönlich in eindrucksvollen, aussagekräftigen Bildern, Zeichnungen, Dokumenten, Skizzen und Erzählungen sichtbar gemacht. So bunt sie in der Vielfalt und Verschiedenartigkeit der Menschen und der Dinge sind, so bunt ist das Ruhrrevier und seine Menschen. Das Buch wendet sich an alle, die das Ruhrrevier zu Hause sind, und zwingt ein wenig, das Buch zu lesen und zu verstehen.

Hoesch Jahresgabe 1963

zeichnet mit „Johannes Sinne, Bergmann“. Ein Bergarbeiter aus dem Revier also hatte sie geschrieben – ein Mensch, der nach Beruf und Heimat wohl am besten für den Leserkreis sprechen kann, dem „Aufbruch ins Revier“ gewidmet ist. Hören wir, wie es ihm mit unserer Jahresgabe 1962 ergangen ist: „Das Buch bekam ich überreicht auf einer Tagung der ‚Dortmunder Gruppe 1961‘. Na, dachte ich, wieder so ein Schrieb einer kapitalistischen Unternehmensfamilie im Revier, die sich nicht genug wichtig machen kann, wie sie von der Pike auf gelitten und in heroischen Anstrengungen zigtausend Arbeitern, Angestellten und Beamten ein warmes Nest bereitet und sie ernährt hat.

Auf der Heimfahrt lag es auf dem Fensterklappbrett des Eilzuges. Draußen dämmerte es: Hüttenwerke flogen vorbei, Kanäle, Landschaften, einzelne Höfe und Kotten, dann wieder Städte, Dörfer, Werke, Äcker, Wiesen, Felder. Im Racktack der Räder war plötzlich die innere Stimme da, die sich immer dann bei mir einstellt, wenn ich etwas Gutes – Mensch oder Buch – in der Hand halte: ‚Lies doch mal, du stehst auch drin!‘ Ich – dachte ich? Ich bin 37 Jahre in die Grube gefahren. Da kann ich nicht drin stehen!

Umständlich löste ich die Verpackung und fing an zu lesen. Der Zug braucht von Dortmund bis Duisburg eine Stunde. Ich las! – Straßenbahn und Obus brauchen von Duisburg bis zum Niederrhein eine Stunde. Ich las! Ich esse abends eine Schnitte Brot. Ich las – was ich sonst nie tue – beim Essen den ‚Aufbruch ins Revier‘. Ich las die ganze Nacht hindurch. Warum nur?

Ich las, weil hier ein Gemeinschaftswerk tatsächlich am Spektrum eines Werkes gesehen (ich bin weder mit Hoesch verwandt noch kenne ich einen Gestalter des Buches) derart lebensnah geschildert wurde, wie ich es bisher in der Zusammenfassung noch nicht erlebt habe. Sicher, sicher kann jeder sagen: ‚Na, so ein Kumpel kann auch schon mal schwärmen.‘ Ich schwärme nicht! Ich kann mit Richard Dehmel sagen: Bücher sind wie spiritistische Medien; wer sie nicht richtig zu fragen versteht, dem antworten sie falsch. In über mehr als 20 Abhandlungen, 15 Bildern, Skizzen und Zeichnungen und fünf Gedichten wird der Kumpel und sein Werk gewürdigt. Ich vermag ein Buch nicht zu sezieren in Stil und Aufbau; ich kann nur lesen und dann sagen: ‚Es ist schön! – Es ist gut!‘ Und wenn ich diese zwei Sätze murmele, dann hat mein Herz gesprochen, und dieses Herz, das im Dunkel der Tiefe – müde vom Ertragen – langsam langsamer wird, lügt nie. Da ich in jedem Buch das Vorwort stets zuletzt lese, prüfe ein jeder selbst, ob ich recht habe. Es weckte in mir das Ruhrrevier, dessen Bilder im Herzen wunderbar schiefen.

Ich behalte recht! Mein ‚inneres Gesicht‘ hat mich noch nie betrogen! Das Werk ‚Aufbruch ins Revier‘ hat uns gefehlt, nicht nur in jeder Bibliothek ...“

Mächtig ist das Wort

SIND FREI UND GLEICH
GEBOREN | SIE SIND MIT
BEGABT UND SOLLEN EIN
DERLICHKEIT BEGEGNEN

Wie in den vergangenen sieben Jahren wird auch in diesem Jahr wieder WERK UND WIR als Werkzeitschrift der Hoesch AG seinen Lesern, insbesondere also allen Mitarbeitern und Pensionären und vielen Freunden des Hauses, zur Jahreswende eine Jahresgabe in die Hand geben; sie heißt:

„Mächtig ist das Wort“

Wie diese Jahresgabe entstanden ist und welchen Sinn sie hat, werden viele unserer Leser gern wissen mögen. Darum geben wir der neuen Jahresgabe dies mit auf den Weg:

Als wir im Frühsommer 1960 über die nächste Jahresgabe nachdachten und nach einem neuen Leitgedanken suchten, sprachen und berieten wir mit Wolf von Niebelschütz, weil wir ihm unsere erste Jahresgabe 1956 „In der Hängematte“ verdankten und uns gern der Zusammenarbeit mit ihm erinnerten. Seine Idee war es, an ausgewählten Worten großer Menschen, die weit über ihre Zeit hinaus gewirkt haben, die Kraft überzeitlicher Gedanken zu schildern. Auch wir glaubten, daß ein solches Büchlein durchaus am Platze wäre in einer Zeit, in der das Miteinandersprechen, der Gedankenaustausch und die Diskussion im Zeichen des „Miteinander“ innerhalb des eigenen Volkes und der Völker und der „Partnerschaft“, auf so vielen Gebieten unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens anerkannt, immer wichtiger werden. Noch bei den vorbereitenden Arbeiten nahm der unerbittliche Tod Wolf von Niebelschütz die Feder aus der Hand.

In diesem Jahre nun haben wir den Gedanken wieder aufgegriffen und in Hans-Joachim Störig, dem Geschäftsführer des schon seit Goethe und durch Goethe berühmten Cotta-Verlages und dem Verfasser einer bereits in viele Sprachen übersetzten „Geschichte der Philosophie“ und einer „Geschichte der Wissenschaften“ einen Autor gefunden, der das kleine Werk nach jenen Vorstellungen gestaltet hat. Lange haben wir um den Titel gerungen. Treffend wäre gewesen: „Im Anfang war das Wort“; aber ein Wort der Heiligen Schrift wagten wir als Thema für unser Büchlein denn doch nicht zu nehmen. „Mächtig ist das Wort“ sagt vielleicht auch das aus, was wir wollen: von Menschen berichten, die durch ihr beispielgebendes mutiges Wort, vielleicht schon vor Jahrhunderten gesprochen und geschrieben, ihre Mitmenschen schon wandelten und weltbewegend bis auf den heutigen Tag wirkten.

Unsere vorjährige Jahresgabe, „Aufbruch ins Revier“, hat uns eine Fülle zustimmender Äußerungen eingetragen. Wenn wir auch diesmal wieder dazu anregten, daß unsere Leser sich Gedanken über unser Büchlein machen – etwa auch indem sie uns schreiben: diesen oder jenen hätten wir nicht gewählt, diesen oder jenen habt ihr vergessen! –: dann hat auch diese Jahresgabe ihren Zweck erfüllt. Ganz besonders froh aber wären wir, wenn unsere Leser fühlten, welcher Grundgedanke dem Büchlein zugrunde liegt, das ebenso von Sokrates und Franziskus wie von Luther und Lincoln berichtet und mit „der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen“ als dem „Grundgesetz einer besseren Welt“ endet. Wir können diesen Grundgedanken nicht besser zusammenfassen als in den optimistischen Worten, die einmal ein großer Humanist – Herder – ein Zeitgenosse der Französischen Revolution mit dem Blick auf diese niederschrieb: „Das Menschenwerk der Revolutionen irrt mich also nicht mehr; es ist unserem Geschlecht so nötig wie dem Strom seine Wogen, damit er nicht ein stehender Sumpf werde. Immer verjüngt in seinen Gestalten blüht der Genius der Humanität auf und zieht in immer neuen Formen der Wiedergeburt in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter.“ Unser Büchlein, in dem sich aus tiefer Berechtigung Lincolns berühmte, 1963 hundertjährige Gettysburger Rede findet, schließt mit den in dieser Rede geprägten Worten, die die Berliner Freiheitsglocke als Inschrift trägt – 1863 eine Hoffnung, ausgesprochen nur für die amerikanische Nation, 1963 eine Hoffnung für die ganze Welt –:

„Möge diese Welt mit Gottes Hilfe eine Wiedergeburt in Freiheit erleben.“

Diese Hoffnung zu vertiefen und uns zu bewahren, daß nämlich trotz aller Rückschläge die Bemühungen aller Menschen, die – wo auch immer auf der Welt – guten Willens sind, endlich den Frieden in Freiheit und Gerechtigkeit, kurzum in Menschlichkeit bringen, ist Aufgabe des Büchleins und unser Wunsch auch an der Jahreswende 1963.

Dr. Harald Koch



WIR MACHEN MUSIK



Hausmusik waltete seit den Tagen der Romantik – ein volles Jahrhundert hindurch – als guter Geist in allen armen und reichen Familien, die von der Besonnenheit regiert wurden. Der Hausmusikant galt in dieser Zeit als der wahre Liebhaber der Musik, und Goethes Worte an Freund Pleyer „Wer Musik liebt, ist erst ein halber Mensch, wer sie aber betreibt, der ist ein ganzer Mensch“ wurden zum Wahlspruch in hunderttausend deutschen Wohnstuben. Wo aber ist die Hausmusik heute? ... Hausmusik, sagen die Leute, sei unzeitgemäß und

überflüssig, seitdem Schallplatte und Lautsprecher die Musik ins Haus bringen. Und sie fahren meist gar noch fort: es sei doch nichts als dunkelhaftes Narrentum, wenn einer mühselig krächzend um eine schöne Melodie ringe, während auf der Schallplatte Herr von Karajan mit seinen Wiener Philharmonikern, das Geigenwunder Wolfgang Schneiderhan oder der göttliche Sänger Dietrich Fischer-Dieskau nur darauf warteten, die kostbarsten Schöpfungen von Bach, Beethoven, Brahms, Haydn, Mozart oder Richard Strauss in letzter Vollkommenheit vorzutragen ...

Es ist gar nicht leicht, gegen diesen Banausenstandpunkt anzukommen, gegen diesen höchst zeitgemäß einfältigen „Es-ist-erreicht“-Standpunkt von der überflüssig gewordenen Hausmusik. Denn in der Tat haben Schallplatte und Lautsprecher einen überwältigenden Sieg über die Musikkultur errungen, wenn das auch in Wahrheit ein gefährlicher Sieg ist, weil er den Musikgenuß zum billigen raschen Konsum gemacht hat.

Wer musiziert denn noch?

Der fragwürdige „Fortschritt“ in der Technik hat bei der Hausmusik tödliche Spuren hinterlassen. Man sehe sich nur um. Das frohe, passionierte Musizieren in den Familien und Freundeskreisen ist zumindest in den großen Städten etwas Seltenes geworden, der Neunröhrensuper mit Plattenspieler hat das Klavier aus den Wohnzimmern vertrieben, und mein dreizehnjähriger Sohn Max, der Tag für Tag drei Symphonien und mindestens ebensoviel Instrumentalkonzerte „von der Platte“ konsumiert, ist mutmaßlich mit zwanzig Jahren schon ein besserer Musikkenner (nicht Musikkönnler!) als seine Großmutter, die ein Leben lang den Konzertsaal aufsuchte und ein Leben lang Hausmusik betrieb.

Noch ist die Hausmusik zwar nicht tot und auch noch kein leerer Begriff geworden, aber sie ist durch unser grausam realistisches Zeitalter aufs schwerste gelähmt und gefährdet worden. Sie hat bereits Seltenheitswert erreicht. Doch eben deshalb bietet sie sich als vollkommenes Steckenpferd all jenen musischen Menschen an, die ihre Freiheit noch bewußt ausleben und nicht im Gespann des Zeitgeistes traben.

Hören und spielen ist zweierlei

Musik hören und Musik betreiben – das sind zwei Welten. Man kann keinem begeisterten (und vielleicht erst über die Schallplatte zur Musik geführten) Schallplattenfreund erklären, wie bedeutend jener Unterschied ist, und auch nicht die Konsequenz daraus: daß nämlich er, der Schallplattenfreund, im großen Heer der Musikfreunde letztlich nur ein Mitläufer ist: einer, der auf den Hauptgenuß verzichtet. Weil eben doch alles höhere Glück allein vom Tun abhängt. Weil der nachschöpfende Mensch dem nur genießerisch zuhörenden Musikfreund um dieselbe entscheidende Spanne voraus ist wie der Maler dem Bilderfreund. Und weil nur der aktive Kunstfreund, das wird auch mein Sohn Max noch erfahren, in das Wesen der Musik ganz eindringt.

Mögen sich daher die passiven Musikfreunde vor Schallplatte, Konzertpodium und Opernbühne noch so berauschen – in den siebenten Himmel des Musikglückes gehen sie niemals ein. Dort wird nur der tätig Opfernde eingelassen, der musizierend so viel Musikverstand erwirbt, daß ihm jedes Lied und jedes Musikstück transparent erscheint, aufgelöst nach straffen Gesetzen in Melodie, Harmonie und Kontrapunkt.

Auf Paganinis Spuren

Ich selber bin schon ein paarmal vor der Tür jenes siebenten Himmels gestanden. Auch ich ging einmal auf Paganinis Spuren hinter dem höheren Musikglück her, trug einen dicken schwarzen Geigensarg unterm Arm nach Hause und übte dort mit unverdrossenem Fleiße Stunden, Tage, ja Monate – bis das Haus leer, bis die ganze Familie geflohen war. Denn es ist ja nicht zu verschweigen, daß das Üben des geigenden Kunstfreundes allemal eine Marter ist für andere, solange er nicht Schneiderhan oder Menuhin heißt. Auch für meine vielen Geschwister und selbst für meine unendlich geduldige Mutter wurde mein höheres Streben auf der Geige zur Marter, und so wurde ich zwar kräftig gescholten, als ich Leichtfuß eines Tages die Geige gegen einen funkelneuen Fußball eintauschte, aber wirklich böse war man mir sicher nicht... Kurz, ich gab das aktive Musizieren wider alle Vernunft auf, wiewohl ich doch eben dadurch vor jene Himmelspforte gelangt bin. Übrigens habe ich auch den Gesang aufgegeben. Aber das ist eine peinliche Geschichte. Ich habe einmal das Glück des großen Sängers auf eine wahrhaft überwältigende Weise genossen, denn ich sang einmal viele Abende vor Publikum, von einer bildschönen Pianistin begleitet, und ganz „comme il faut“ die Sängerbrust elegant mit der ausgebreiteten rechten Hand stützend.

Neben Anni am Klavier

Den Anlaß zu jenem Ereignis stiftete aber keineswegs ein bestürzendes Gesangstalent an mir, sondern allein der Liebreiz einer siebzehnjährigen Nürnbergerin namens Anni, eben jener Pianistin, in die ich mich damals vergafft hatte. Viele Abende lang saß ich neben der schönen frischen Anni und blätterte ihr die Seiten des Klavierauszuges um, und ich hätte oft nicht sagen können, was mich mehr betäubte, Annis atemnahe Gegenwart oder Hans Sachsens Fliedermonolog.

Eines Tages begleitete mich ein älterer Kollege ins Haus von Annis Eltern, der Gesang studierte und der über Annis Klavierskünsten eine betörend machtvolle Baritonstimme entfaltete; dieser Mann sagte mir eines Tages, verwirrt vielleicht vom Schoppenwein aus dem nahen „Essigbrätlein“, ich sei ein hochbegabter Tenor mit lyrischem Einschlag und könnte es eines Tages dem Julius Patzak gleichtun, wenn ich nur wollte. Wer hätte da nicht gewollt, der solche Dinge in Gegenwart eines hübschen jungen Mädchens hört!

Kurz und gut, ich sang nach etlicher wortreicher Anleitung die berühmten Arien Puccinis, sang, neben Anni am Klavier stehend, laut und unbefangen „Wie sich die Bilder gleichen“ aus „Tosca“, sang mit Schmelz und rührendem Tremolo „Ich schau zum Himmel, seh wie aus tausend Essen Paris den schwarzen Rauch qualmt“ aus der „Boheme“, sang alles das äußerst hingeeben an die Sache, freilich mit dem Ton nicht vorn an der Lippe, sondern den Ton aus der hintersten Kehle hervor würgend und ihn unter höchster Kraftanstrengung zum durchdringenden Forte forciierend.

Du hast Metall in der Stimme, Donnerwetter!, hieß es da oft hinterher, denn ein Abend um Abend rasch anwachsendes Publikum aus Haus und Nachbarschaft versammelte sich in unserem Rücken, und das Hochgefühl der Begnadung durchschaute mich. Durchschaute mich nur, um genau zu sein, bis in die Mitte des sechsten Abends, eben bis ich, gefühlvoll Rudolfs „Wie eiskalt ist dies Händchen“ darbietend, hinter mir ein unterdrücktes Lachen



und gleich darauf ein allgemein losprustendes und schließlich fürchterliches Aufjohlen vernahm und mich umdrehte: da wälzte sich mein so erstaunlich angewachsenes Publikum vor boshafte Vergnügen auf Stühlen und Sofas und lachte Tränen bis zum Ersticken...

Fünf Abende lang hatte man mich so zum besten gehalten und sein Vergnügen daran gehabt. Aber am Ende lachte sogar ich mit, der ja gerne lacht, und lachte schließlich am kräftigsten. Nur die Liebe zur süßen Anni erstarb an jener grandiosen Blamage.

Konzertsaal oder Wohnstube?

Man wird verstehen, daß derlei bittere Enttäuschungen mein Selbstvertrauen vernichteten. Immerhin gab jene erste und letzte Aktivität, jene erste und letzte Auseinandersetzung mit dem Instrument Geige und Stimme – so fatal sie jeweils geendet hat – doch den unmittelbaren Anstoß, mich wenigstens als Zuhörer, Bewunderer und Liebhaber ganz und gar der Musik zu verschreiben. Und so muß ich sagen, daß ich meine ganze weitere Jugend auf der Galerie des Münchner Hoftheaters verbracht habe und die folgenden Mannesjahre als fleißiger Gast in deutschen Konzertsälen, daß ich kaum weniger als fünfzig kalte Nächte unterm Schalter der Münchner Staatsoper nach Galeriekarten angestanden bin und mehr als einmal für eine Konzertkarte meinen letzten Pfennig ausgab; ich muß sagen, daß sich mir in all den Jahren seither kein Wonnenschauer aus der großen abendländischen Musik versagt hat,

nicht im zweiten Akt von „Tristan und Isolde“, nicht beim Schubertschen „Forellenquintett“, nicht im Salzburger „Figaro“ und nicht bei den Trios von Haydn oder seinem Trompetenkonzert, nicht in Richard Strauss' „Arabella“ und nicht in den letzten Quartetten von Beethoven – und daß mir dann doch kein Musikgenuß heißere Freudentränen entlockte als das erste Anhören meiner Kinder vor der Türe des Weihnachtszimmers, wenn sie am Christabend sangen und musizierten: wenn die erstgeborene dreijährige Butzi, heute eine perfekte Konzertsaalflöwin, mit feinem dünnen Stimmchen ihr erstes „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ sang, wenn ein Jahr später Butzi und der kleinere Max die alten Christlieder „Kommet ihr Hirten, ihr Männer und Fraun“ und „Es hat sich halt eröffnet, das himmlische Tor“ und das wunderbar innige „Still, still, still, weils Kindlein schlafen will“ vortrugen.

Noch einige Jahre später standen sie dann vor der Tür und bliesen, heiligen Ernst über ihren heißen Stirnen, ihre Blockflöten und ließen sich von der Altflöte der Mama begleiten... Singen und flöten tun sie auch heute noch, und fällt einer aus, so springt ein anderes meiner sechs Kinder ein, und noch warten die fünfjährige Andrea und der zweieinhalbjährige Markus auf ihren „Einsatz“.

Vielleicht haben wir Glück, dann reicht es auch noch einmal zu einem Quartett in der eigenen Familie. Jedenfalls senkt sich bei uns an allen Christabenden und an allen Geburtstagen, aber dann und wann auch an den gewöhnlichsten Werktagen, plötzlich ein himmlischer Hauch



über die ansonsten gar nicht lammfromme Familienschar, die Herzen der vordem laut streitenden Kinder rücken plötzlich eng aneinander, und unter Wohllaut und Harmonie gehen wir in den innersten Kreis aller Daseinsfreude ein.

Musik trifft unsere Seele

Zuweilen, wenn ich allzu genau ins heillose Menschengetriebe blicken und mich erschauernd von der ewigen Fruchtlosigkeit aller bösen Erfahrung überzeugen mußte, fällt mir Nietzsches kühner Satz ein, wonach das Dasein der Welt nur als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt sei, ja, daß die Kunst (und nicht die Moral) die eigentliche metaphysische Tätigkeit des Menschen darstelle... Was nichts anderes heißen will, als daß von allem menschlichen Dasein nichts in der Welt übrigbleibe als die Kunst, als daß Kunstwerke die einzige Rechtfertigung der heillosen menschlichen Existenz, als daß die Kunst der einzige Triumph des Menschen sei.

Dies sind Sätze, die nur scheinbar nicht in unsere musenfeindliche Zeit passen. Aber ihre innerste Wahrheit spürt jeder einmal. Ich erklühne mich zu behaupten, daß sogar, wer nur einmal im Leben im Kinderchor stand, nur einmal mit Mutter und Geschwistern Adventsabende durchsang oder bei einer festlichen Mozartmesse mitwirkte, daß aber auch der, der einmal die schmetternde Blasmusik auf einem ländlichen Fest oder auch nur die rhythmische Hatz eines tobenden Jazzabends hörte, und selbst der, der auf der Straße die Melodien der Kleinen Nachtmusik nachträllerte oder der in der Badewanne oder in der lärmgefüllten Bahnhofunterführung seine Verdi-Arie sang – daß auch der schon Glück von jenem heiteren Glück genoß, das nur die Töne schaffen und das stets rein und unmittelbar in den Urgrund unserer Seele trifft. Trösterin Musica ist unsere beste Freundin.

Musik öffnet geballte Fäuste, Musik heilt alle Wunden, Musik – das lehrt uns schon die tausendjährige Übung der Religionshüter – macht uns zu milden, guten Menschen. Sogar die böse Politik pachtet sich zuweilen den Zauber der Musik und betäubt uns mit Militärmärschen: ich heule bei jedem, den ich anhöre.

Keine Angst vor dem Anfang

Man muß also die Musik hochhalten, aber man muß sie nicht fürchten. Und man muß sich schon gar nicht davor fürchten, ein Instrument zu spielen und darauf zu lernen. Ich meine nicht, um Berufsmusiker zu werden, sondern um allein zu seiner eigenen Freude zu musizieren, erst für sich, dann vielleicht mit der eigenen Familie oder mit Freunden. Das Musizieren verlangt nach Gemeinsamkeit, so wie die schöne Melodie nach dem Kontrapunkt verlangt, um vollendete Harmonie auszulösen.

Im übrigen ist man dergestalt also kein Musiker, sondern ein Musizierer, oder, wie oft mit falscher Betonung gesagt wird, ein Dilettant oder ein Liebhaber. Dilettant wäre richtig, hätte es nicht an seinem alten guten Sinne eingebüßt. Liebhaber jedoch ist auch der Schallplattenkonsument, aber liebhaben allein genügt beim aktiven Musikfreund nicht.

Der Weg zu jenem siebenten Himmel des Musikglückes ist nie so weit, wie der Anfänger befürchtet. Man muß wissen, daß die tiefe Freude, die ein Anfänger nach jedem ersten Gelingen erfährt, nicht viel geringer ist als das vielbeneidete Hochgefühl des souveränen Künstlers und fertigen Künstlers: den fertigen Künstler aber stört im Genuß der Vergleich mit seinen

Vorbildern, den Anfänger stört gar nichts, und das erste gemeisterte Klavierstückchen, die erste rein gespielte Geigensonate oder das erste Stück auf der Blockflöte rein geblasen, das macht ihn vor Glück taumeln. Es kommt hinzu, daß jeder neue Schritt vorwärts die gleiche Freude einbringt, so daß die heiße Mühe des Übens und Versuchens reichlich ausgeglichen, ja meist recht schnell vergessen ist.

Was den ersten Schritt ins Reich der Musik betrifft, so wird er meist mit dem Lied getan. Singen kann fast jeder, singen tut jedes Kind, wenn es in der Seele heil ist, und arm ist jede junge Mutter, die in ihrem eigenen Kreise nicht regelmäßig und gerne den gemeinsamen Liedgesang pflegt: mit Kinder- und Weihnachtsliedern fängt alles Musikglück an. Man muß die Kinder zum Lied und im rechten Augenblick vom Lied zum Instrument führen. Talent und Temperament wählen das Instrument.

Das nächtliche Intermezzo

Ich habe Söhne, die wollten partout Klarinette oder Fagott lernen, schließlich begnügten sie sich aber mit der Blockflöte und haben nun ihr Genügen daran. Was sie zu Klarinette und Fagott trieb, ist auf ein reizendes nächtliches Intermezzo zurückzuführen, das unsere Familienschar vor wenigen Jahren überraschte: da kamen nämlich an einem Juliabend zur beginnenden Nacht drei sonst selten gesichtete Freunde zu uns, um sich bei Bier und Mondschein von einer in der entfernten Nachbarschaft aufgeführten Bläuserserenade zu erholen!

Die Nacht war aber so warm und schön und das Bier so kühl und gut, daß die drei meiner Frau und mir doch noch ein Stückchen vorbliesen und dann noch eines und noch eines. Wir saßen selig und hingegeben im dunklen Garten, und die Töne schlugen sanft dröhnend über uns zusammen, bis auf dem blechnen Vordach über uns ein weißschimmernder Geist nach dem anderen auftauchte: es waren die Kinder in ihren Nachthemden, die, erst aufgestört, dann, verzaubert von den Bläserkünsten, aus ihren Fenstern auf jenes Vordach stiegen. Da saßen sie dann still und selig aneinandergedrängt, bis wir sie entdeckten und bis ein fernsehender Nachbar mit grober Stimme gegen den „Lärm“ protestierte. Der Zauber war dahin, Fagott, Klarinette und Oboe schwiegen.

Ein ganzes Leben lang

Zu jener Bläuserschar zählte ein kürzlich verstorbener Freund, dem, wie ich jetzt bekennen darf, alles Mißgeschick im Leben widerfuhr, das einem klugen, gebildeten und mit allen musischen Kräften begabten Manne nur widerfahren kann. Dieser Mann spielte sein ganzes Leben hindurch in einem unbekannten Münchner Liebhaber-Quartett, unterbrochen nur vom Kriege, aber durchgehalten bis zu seinem Tode. Er war einer der besten Reiter unseres Steckenpferdes, und allein sein Verhältnis zur Musik hat ihm den Lebensmut gerettet.

Er las mir auch zum ersten Male jenes schöne Gedicht vor, das Josef Weinheber den Wiener Philharmonikern zu ihrer Hundertjahrfeier (1942) widmete. Ich möchte es hier zitieren:

Allegretto

Sanfte Flöte, bleiche Trauer,
dunkler Schmerz und Fernenwahn.
Feldeinsamer Mittagschauer:
Hinter der verfallnen Mauer
Nymphen lockend, lauert Pan.

Pfeift der Sturm mit grellen Tönen
spitzig auf dem Pikkolo:
Oh, wie will es mich versöhnen,
hör ich, mag ihr Witz auch höhnen,
satten Samtflaut der Oboe.

Hör ich gar die süßen, schlanken
Klarinetten schnippisch tun,
muß ichs den Fagotten danken,
wie sie tragikomisch wanken
in zu großen Schelmenschuhn.

Führen Hörner mich ins Grüne,
frische Luft, wie lieb ich sie.
Unterm Baum die Bauernbühne,
Schleifer, Ländler, Sepp und Line,
Wald und Jagd und Halali.

Will nicht hocken, will marschieren
hinter einer Fahne drein.
Defilieren, exerzieren,
die Trompeten schmettern ihren
Glasklang in den Tag hinein.

Nun Posaunen – Donnerschrecken!
Große Stimme des Gerichts.
Wollen Pauken, Trommel, Becken
mich zum jüngsten Tag erwecken? –
Der Gerechte fürchtet nichts.

Zärtlichkeit der ersten Geige,
und der zweiten Schwestertritt.
Dämmerung, der ich mich neige,
ach, der Bratsche graue Schweige
nimmt mich menschlich mahnend mit.

Doch das Cello süht sie alle,
nennt vom Menschlichen den Kern.
Vor dem sichern Sündenfalle
klagt es auf und ahnt, es balle
sich das Unheil in der Fern.

Grundgesetz des Herrn, es schreitet,
als ein Gleichschritt durch die Welt.
Kontrabaß, der ihn begleitet:
Was zuletzt das Fühlen weitet,
heißt: Das Fundament, es hält!

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Hoffmann und Campe – Hamburg, aus dem Buch: „Hier ist das Wort“

40

Hoesch AG Bergbau

- 1. 12. 1962 Josef Bengfort, Bergwerksdirektor
Schachtanlage Emil
- 1. 12. 1962 Johann Ostendorf, Lokführer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 12. 1962 Hans Siebel, Elektriker
Schachtanlage Fritz
- 14. 12. 1962 Johann Dorka, Hauer
Schachtanlage Emil
- 11. 12. 1962 Paul Kucklinski, Zimmerhauer
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 16. 12. 1962 Hermann Kelch, Hauer
Schachtanlage Emil
- 19. 12. 1962 Alex Ströttgen, Rangierer
Schachtanlage Fritz

Hoesch AG Westfalenhütte

- 3. 12. 1962 Johann Oschinski, Hüttenarbeiter
- 3. 12. 1962 Wilhelm Volk, Schlosser
- 4. 12. 1962 Karl Retzlaff, Kolonnenführer
- 5. 12. 1962 Bernhard Marunga, Meister
- 7. 12. 1962 Walter Beckmann, Spillführer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 4. 12. 1962 Otto Johann, Walzenleger
- 11. 12. 1962 Heinrich Grevenner, Rangierer

Hoesch AG Geschäftsstelle Nürnberg

- 6. 11. 1962 Walter Meyer, Geschäftsstellenleiter

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 7. 4. 1962 Alfred Markmann, Schlosser
- 19. 4. 1962 Walter Mathias, Konstrukteur
- 13. 12. 1962 Walter Schulte, Vorzeichner
- 23. 12. 1962 Wilhelm Seipel, Elektriker

25

Hoesch AG Bergbau

- 1. 12. 1962 Hermann Bierkandt, Lehrhauer
Schachtanlage Emil
- 1. 12. 1962 Emil Braune, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 1. 12. 1962 Otto Drewald, Wettermann
Schachtanlage Emil
- 1. 12. 1962 Alfons Hafner, Telefonist
Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 12. 1962 Franz Kujawa, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 1. 12. 1962 Heinrich Linnemann, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 1. 12. 1962 Otto Naujoks, Hauer
Schachtanlage Emil
- 1. 12. 1962 Walter Raczinski, Vorarbeiter
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 4. 12. 1962 Felix Kowohl, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 8. 12. 1962 Wilhelm Heinemann, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 11. 12. 1962 Paul Vogel, Maschinist
Kokerei Kaiserstuhl
- 12. 12. 1962 Otto Birk, Hauer
Schachtanlage Emil
- 18. 12. 1962 Albert Bolz, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod
- 20. 12. 1962 Josef Friede, Bandaufseher
Schachtanlage Radbod
- 21. 12. 1962 Wilhelm Schlicht, Hauer
Schachtanlage Wilhelmine-Victoria
- 21. 12. 1962 Helmut Sobkowski, Hauer
Schachtanlage Fritz
- 23. 12. 1962 Hellmuth Buttler, kfm. Angestellter
Verwaltung
- 23. 12. 1962 Fritz Feuerbaum, Lehrhauer
Schachtanlage Radbod
- 23. 12. 1962 Johannes Westhoff, Hauer
Schachtanlage Radbod
- 27. 12. 1962 Heinrich Besta, Hauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 30. 12. 1962 Josef Heuchler, Maschinist
Schachtanlage Emil

Hoesch AG Westfalenhütte

- 3. 12. 1962 Theodor Forsbach, Kesselwärter
- 6. 12. 1962 Bernhard Otta, Walzmeister
- 13. 12. 1962 Hermann Hühn, kfm. Angestellter
- 20. 12. 1962 Alex Paprowski, Hüttenarbeiter
- 23. 12. 1962 Heinz Klug, Hüttenarbeiter
- 28. 12. 1962 Stefan Siedlarek, Kranführer
- 30. 12. 1962 Heinr. Böckenkrüger, Motorenwärter

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 1. 12. 1962 Gisela Wilms, kfm. Angestellte

Schmiedag AG

- 11. 12. 1962 Heinz Köster, Schlosser
Werk Grüntal
- 14. 12. 1962 Wilhelm Klempt, Dreher
Werk Grüntal
- 20. 12. 1962 Erich Dahlhaus, Kontrolleur
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 20. 12. 1962 Willy Schock, Vorkalkulator

Trierer Walzwerk AG

- 10. 12. 1962 August Basten, Packer
Werk Trier
- 28. 12. 1962 Fritz Broy, Walzer
Werk Trier

Becke-Prinz GmbH

- 10. 12. 1962 Karl Behrens, Vorarbeiter
Werk Hemer

Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH

- 8. 12. 1962 Josef Nies, Dreher

Besuch am zweiten Feiertag

Wie gemütlich ist doch so ein zweiter Feiertag! Er ist eine wonnige Dreingabe für genießerische Faulenzer. Schon einzelne Feiertage sind erholsam. Aber den richtigen Glanz bekommen sie erst durch den Anhängewagen des zweiten Feiertages, an dem es sich so trefflich in häuslicher Behaglichkeit schwelgen läßt. Wenn wir nur nicht so viel Schulden hätten! Ich meine das nicht finanziell – denn wo hätte ein Mensch, der für Geld schreibt, schon Kredit! Aber es gibt ein paar Leute, die uns so eindringlich einladen, daß wir nicht nein sagen können. Da wohnt in unserer Straße eine Familie Guldenspennig. Guldenspennigs haben Kinder, die unsere Kinder verhaßen. Sie haben einen Hund, der uns von Zeit zu Zeit beißt. Diese Beziehungen wecken in Guldenspennigs den Wunsch, mit uns Umgang zu pflegen. Wir werden so oft von ihnen eingeladen, bis uns keine Ausrede mehr einfällt. Solche Einladungen sind strapaziös. Denn Frau Guldenspennig beherrscht zwei Gesprächsthemen meisterlich: Kindermund und Fliegerangriffe. Direktor Guldenspennig ist leidenschaftlicher Amateurfotograf, der seine Gäste nicht eher gehen läßt, bis sie einen Zentner Fotoalben bis zum bitteren Ende durchgeblättert haben.

Barbara meint, zweite Feiertage seien vorzüglich dazu geeignet, Einladungsschulden zurückzuzahlen. Deshalb lud sie zum zweiten Weihnachtsfeiertag Guldenspennigs ein. Um Frau Guldenspennigs Kindermund zu stopfen, bat ich unseren Freund Felix, doch auch zu erscheinen.

Wie andere Menschen unter Sodbrennen, so leidet Felix unter originellen Einfällen.

Felix sagte, er komme gern zu uns. Er sei inzwischen Mitglied des Zauberkubs Fidelitas geworden und er bereite ein paar Überraschungen vor.

Guldenspennigs brachten fünf neue Fotoalben und Pluto mit: einen riesigen Sennhund mit weißer Brust und gelben Flecken. Er stammte aus dem Kanton Uri. Direktor Guldenspennig beruhigte uns, Pluto habe erst am Heiligen Abend den Geldbriefträger gebissen und sei deshalb zunächst ziemlich friedlich.

Wir saßen gemütlich beim Kaffee, und Felix entzückte uns mit kleinen Proben seiner Kunst. Er überreichte Barbara einen Parfümkarton, aus dem eine Ratte sprang, die allerdings nur aus Stoff war. Er ließ Frau Guldenspennigs Kaffeetasse magisch wackeln, bis sie überschwappte. Auf die Zigaretten legte er Tabletten, die sich in künstlichen Schnee verwandelten, der auf den Kuchen fiel und ihn ziemlich ungenießbar machte. Er hatte Kaffeelöffel mitgebracht, die sich in der Tasse auflösten, Zuckerstücke, die schwimmen konnten und eine Streichholzschachtel, die Beine hatte, über den Tisch lief und zuschnappte, wenn man sie fassen wollte. Er zog Herrn Guldenspennig ein Ei aus der Nase und warf es gegen die Wand, wo es zerplatzte und ein aufreizend abstraktes Ornament auf der Tapete bildete. Felix erschrak und entschuldigte sich: er habe das Ei verwechselt, es müsse eigentlich aus Gummi sein. Schließlich zauberte er einen künstlichen Regenwurm in die Sahne.

Es war ein fröhlicher Nachmittag. Nachdem der Kuchen ungenießbar, die Zigaretten vom künstlichen Schnee aufgeweicht, Frau Guldenspennig etwas indigniert und Pluto unruhig geworden war, der Kaffee merkwürdig nach schwimmendem Zucker und aufgelösten Löffeln schmeckte und niemand mehr von der Sahne nehmen wollte, zündete Barbara den Weihnachtsbaum an. Ich griff zum besten Kognak aus der Charente, um die fröhliche Stimmung zu konservieren. Da zog Felix eine Zeitung mit dem Titel „Magischer Bote“ aus der Tasche, nahm eine Tasse, fegte den schwimmenden Zucker aufs Tischtuch und goß den Kaffee in die zusammengefaltete Zeitung. Der Kaffee blieb verschwunden. Felix blätterte vor unseren Augen die Zeitung durch. Er lächelte. Es sei ein ganz einfacher Trick. Die Zeitung sei innen präpariert und bestehe aus den wasserundurchlässigen Abteilungen A, B und C. Mit geschickten Manipulationen könne man die Zeitung drehen und wenden, ohne daß die Flüssigkeit herausfließe. Felix faltete, drehte und manipulierte: schwapp – schoß der Kaffee heraus und ergoß sich über Barbaras Cocktailkleid, das ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte.

Aber nun war Felix nicht mehr zu halten. Er sagte, er hätte einen Fehler gemacht, und er wolle es uns jetzt ganz genau zeigen. Er nahm die Kognakflasche und goß in der Aufregung die Hälfte neben die Zeitung. Den Rest manipulierte er schließlich in den „Magischen Boten“. Der bekam einen dicken Bauch. Felix drehte die Zeitung hin und her, faltete sie zusammen und stellte sie auf den Kopf. Der „Magische Bote“ gluckerte drohend, als habe er eine Magenverstimmung. Schließlich zeigte er sich dem Kognak nicht mehr gewachsen und gab ihn wieder von sich. Diesmal erwischte es Herrn Guldenspennig. Er sprang auf. Felix wollte ihn mit seinem Taschentuch reinigen. Pluto verstand das falsch und sprang Felix an die Kehle. Felix taumelte und stieß gegen den Tisch. Der Parfümkarton fiel zu Boden, und die Ratte sprang heraus. Das sah Pluto, der von Felix abließ, sich vor der Ratte fürchtete, bellte und mit dem Schwanz einiges Geschlirr vom Tisch peitschte. Frau Guldenspennig schrie um Hilfe. Felix wollte den mit Kognak getränkten „Magischen Boten“ retten, kam aber dabei dem brennenden Baum zu nahe. Erst brannte der Bote, dann der Baum. Ich wollte löschen und warf den Weihnachtsbaum um. Er fiel gegen den Tisch, auf dem ein paar Wunderzigarren lagen, die Felix mitgebracht hatte. Sie explodierten. Der Kognak nährte das Feuer. Es griff auf Herrn Guldenspennig über. Ich schlug mit einem Sofakissen gegen die Flammen, worauf sich Pluto auf mich stürzte und das Kissen zerfetzte. Es regnete Federn, die lustig zu brennen begannen und wie Sternschnuppen durchs Zimmer flogen. Es war ein Feuerzauber wie im Finale der „Walküre“.

Seither grüßen uns Guldenspennigs nur noch sehr kühl. Ich fürchte, sie werden uns nicht mehr einladen. *Thaddäus Troll*

Weihnachtliche Erinnerung

Strahlender Lichterbaum
erweckt in uns den Kindertraum
vom Christkind in der Heiligen Nacht.
O wie selig war die Zeit, die schöne,
die nun liegt so weit, so weit zurück.
Uns're Kindheitsträume waren
doch für uns des Lebens Glück.
Weißt du noch, wie wir als Kinder
zählten alle Tage im Advent?
Wie wir täglich, stündlich wünschten,
dieses Warten wär zu End.
Wie wir hofften, uns're Wünsche
mögen in Erfüllung gehn.
Vater sprach: „Seid erst mal artig,
's Christkindchen kann alles sehn!“
Endlich – endlich Heiliger Abend!
Vor verschlossener Tür
steht die Kinderschar,
warten alle für und für
ob's Christkind dagewesen war.
Vater geht hinein ins Zimmer,
um nachzuschauen, wie er gesagt.
Durchs Schlüsselloch scheint Kerzenschimmer;
hineinzugehn wär zu gewagt.
Da endlich – habt ihr es vernommen? –
erklingt des Glöckleins zarter Ton.
Das heißt: Wir Kinder können kommen,
der Weihnachtsbaum – er wartet schon.
Zaghaft betreten wir das Zimmer.
Suchend geht der Kinder Blick.
Strahlende Augen im Kerzenschimmer –
der Eltern Augen leuchten vor Glück.
Glück ist im Familienkreise,
weil an alle das Christkind gedacht.
Der Vater anstimmt die Weise,
von der „Stillen Heiligen Nacht“.

Paul Eichler, Werkschutz Westfalenhütte

Titelseite: Wolfgang Jänicke, Rangierer auf der Westfalenhütte, baute in 2000 Arbeitsstunden diese Lokomotive unserer Hüttenlok 28 naturgetreu nach und gewann mit einer Lokomotive, an der er noch arbeitet, einen der vier ersten Preise im Hoesch-Steckenpferdturnier

Rückseite: Wenn auch das Lampenlicht, das auf die nassen Gleise vor dem Thomaswerk fällt, am Heiligabend die Kerzen des Weihnachtsbaumes nicht ersetzen kann – die wenigen, die in dieser Nachtschicht arbeiten, spüren den warmen Schein in der vertrauten Umgebung

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Titelseite: Erich Kreuzner, Rückseite: Manfred Kampmann, Dortmund. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten [133] bis [144]: Willi Laser. Redaktionsleitung: Hanns Meseke. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822294/0822123. Druck: DuMont Presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALENHÜTTE, Seiten [361] bis [396]: Walter Hölkeskamp. Redaktion: Johannes Hoischen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822123/0822294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

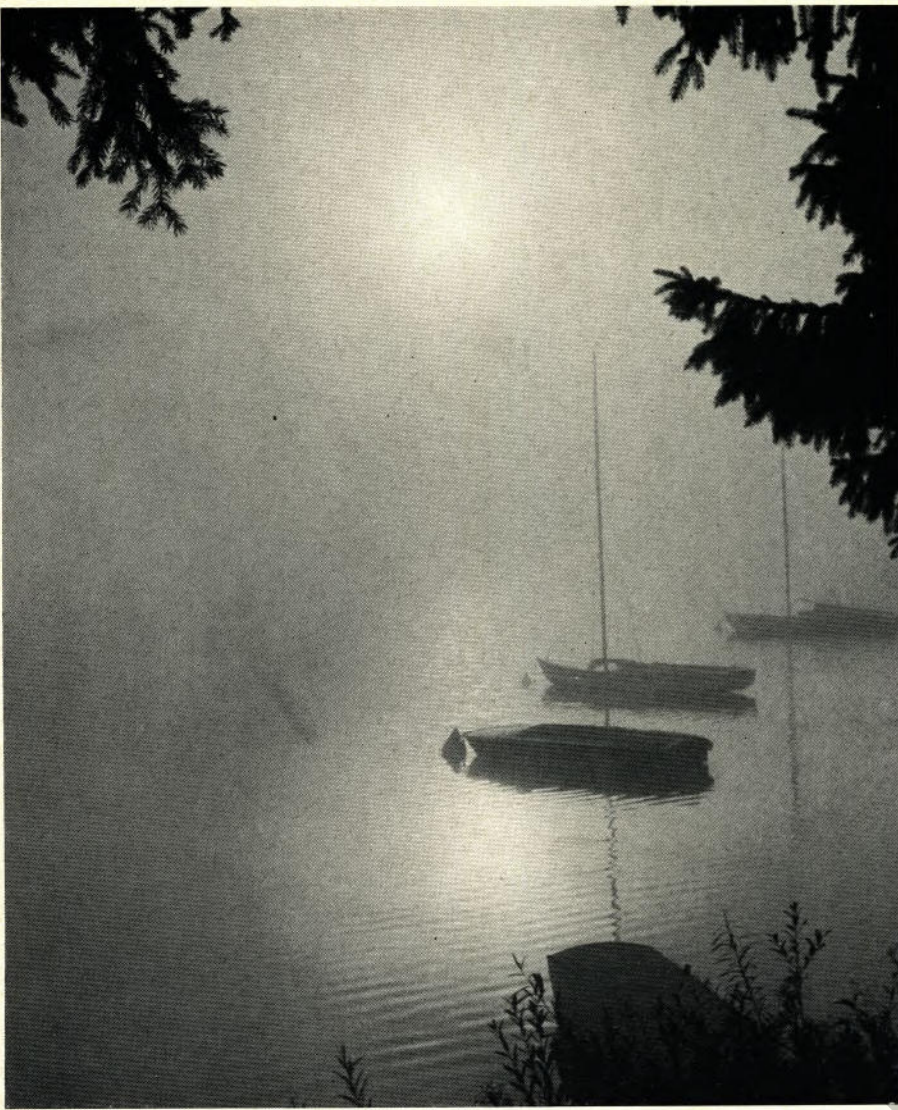
Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis Farblinnenseiten: Erich Kreuzner, Manfred Kampmann, Dortmund, Nolde-Reproduktion mit freundlicher Genehmigung der Nolde-Stiftung, Neukirchen. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Kampmann, Kreuzner, Korte, Steinfurth, Restemeler, alle Dortmund; Fotostelle der Westfalenhütte; Ludwig Buschhüter, Düsseldorf; Udo Hoffmann, Köln; Günther Pesch, Bockum-Hövel; Hermann Pöcking, Recklinghausen; Joh. Schmidt, Essen; Museum für Kunst- und Kulturgeschichte, Dortmund; Laenderpress; Zeichnungen: Hans Geisen, Wilhelm Malmede, Heinz Kalisch, alle Dortmund; Ulrik Schramm, Feldafing.

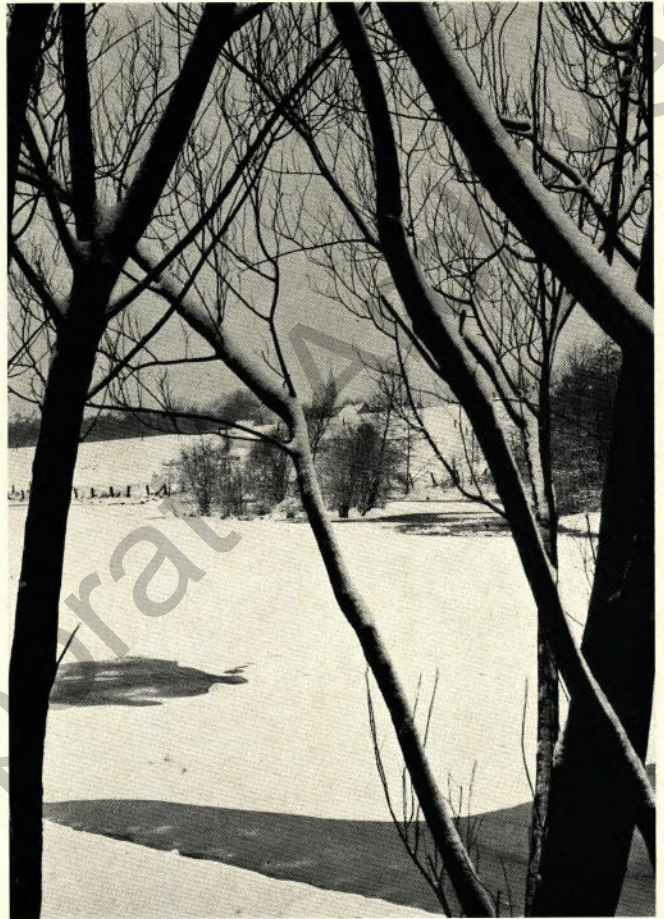


Foto-Wettbewerb

- ① Lothar Bedorf - Hoesch AG Westfalenhütte
- ② Manfr. Rindfleisch Hoesch AG Westfalenhütte
- ③ Irene Fisch Hoesch Eisenhandel
- ④ Hans Scherber Hoesch AG Westfalenhütte
- ⑤ Rudolf Heitkamp Hoesch AG Westfalenhütte



①



④



②



③



⑤

